



Inhalt: Fräulein Baroness. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung) — In Gedanken. Originalzeichnung von A. Roestel. — Steppenrose. Novelle von Villamaria. — Langweile. Originalzeichnung von Ernestine Friedrichsen. — Eine Bergbahn. — Ein Kinder-Bazar. Von Emilie Bach. — Plaudereien (mit Porträt). — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaudeereien (mit Abbildung). — Räthsel. — Correspondenz. — Inzerate.

Fräulein Baroness.

Novelle von Ida von Düringsfeld.
(Fortsetzung.)

„Ich glaube, er ist seiner Frau wegen hier, die leidend ist.“
„Ist seine Frau liebenswürdig?“ inquirirt der Doctor weiter.

„Ich kenne sie nicht,“ antwortet Herr Martin; „der Baron gilt allgemein für einen sehr angenehmen Mann.“

Herr Martin empfiehlt sich jetzt wirklich. Da er fort ist, fragt Espérance: „Sie wollen also den Brief noch abgeben, Herr Doctor?“

„Warum sollte ich ihn nicht abgeben?“ fragt Doctor Gasser zurück.

„Ich weiß nicht, ob es dem Baron angenehm sein wird, wenn man ihn hier aufsucht. Er ist hier, um sich zu erholen.“

„Betrachtest Du es denn für eine so schwere Aufgabe, unsere Bekanntschaft zu machen, wenigstens Deine?“ fährt Petronella dazwischen.

„Von mir ist ja gar nicht die Rede,“ versteht Espérance, dieses Mal etwas ungeduldig. „Nicht ich bin empfohlen; Herr Doctor hat den Brief. Ich meine nur, der Baron Planta ist uns überflüssig geworden. In Neapel sollt' er uns helfen, das war die Meinung des Kapitäns. In Neapel sind wir gewesen — in Sorrento brauchen wir kaum Einen, der uns hilft.“

„Ein angenehmer Mann ist immer zu brauchen, wär' es auch, um mit ihm zu discurriren,“ entscheidet Doctor Gasser. „Auch hörten Sie ja, daß nicht der Baron leidend ist, sondern nur die Baronin. Ich werde morgen den Brief überbringen.“

„Wenn er doch wenigstens den Brief erst schicken wollte, eh' er selber hingeht!“ denkt Fräulein Baroness, während sie mit der Familie dem kleinen Hause zuwandelt. Aber da fürchtet er schon, der Baron könnte ablehnend antworten, und ich glaube, ein Hund läßt eher von einem Knochen, als Doctor Gasser von einer vornehmen Bekanntschaft.“ Unmittelbar darauf schilt Espérance sich undankbar. Doctor Gasser ist im Ganzen so gut gegen sie — warum paßt sie seinen kleinen Schwächen so auf, wenn's auch nur für sich selbst ist? Der gute Mann, welcher sich zwischen Heine und Lenau so behaglich überlegen fühlt, ahnt nicht im geringsten, warum Fräulein Espe ihm heute so besonders freundlich gute Nacht sagt.

Petronella hat's eilig mit dem Schlafen — sie springt in ihr Bett und wird nicht mehr gesehen, nur noch gehört. Espérance setzt sich noch vor das mittlere Fenster, wo sie Neapel gegenüber und den Besuch rechts hat. Neapel ist wie in einen Lichtnebel verschwommen, der Besuch aber ist deutlich und im Mondlicht wahrhaftig noch violett. Und während Espérance ihn träumerisch betrachtet und bewundert, zuckt eine düsterröthe Flamme aus ihm auf, um gleich wieder zurückzufallen. Espérance ist zusammengefahren: der Berg hat ihr das erste Feuerzeichen gegeben; — ob er ihr auch das Schauspiel eines Ausbruches geben wird? Sie athmet in beklemmender Erwartung; der alte Krater hat jedoch nicht die geringste Neigung zu irgend welcher Effectmacherei; noch eine Flamme bläht er in die Luft, dann verharret er wieder in träger Dunkelheit und hört sogar auf, violett zu sein. Da erhebt Espérance sich langsam aus ihrem Lehnsstuhl, halb

jugendlich verschlafen, halb traumhaft erregt. „Die Hölle drunten hat die Mitternacht hier oben gegrüßt,“ murmelt sie und schleicht vorsichtig, um Petronella nicht zu wecken, in das Schlafzimmer, in welches durch die Glashür die stille Nacht hereinämmert. Der erste Tag in Sorrento ist verfloßen; er hat nichts Bestimmtes gebracht, und doch kommt es Espérance vor, als ginge sie um Vieles reicher zu Bette, als sie je gewesen.

über der Stadt, etwas Duft und daher Glanzunsicherheit. Der Besuch ist heute nicht violett, aber sein Blau ist von einer unbeschreiblichen Zartheit. „Ganz anders, als in Neapel,“ sagt Espérance, die natürlich schon wieder auf dem Lugaus steht; „von Sorrento aus sieht Alles sich schöner an, selbst Neapel.“

Sie spricht zu sich selbst, denn sie genießt den Luxus einer ungestörten Morgenstunde; Petronella steckt mit der Doctorin unten in einem Häuschen der beiden kleinen Badeanstalten, von denen eine zu Rispoli gehört. Tante und Nichte sollen hier zehn Bäder nehmen. In Neapel hat Doctor Gasser es ihnen nicht erlaubt; das Wasser in den bunten Häuschen, welche das Ufer dort säumen, verbergen und verderben, ist ihm nicht rein genug vorgekommen. Hier ist es so klar, daß man die Meerpflanzen auf dem Grunde sieht. Espérance soll trotzdem auch hier nicht baden — der Doctor ist ein geschickter Arzt; ebenso wenig, wie er jeden Kranken nach Tarasyp schickt, weil es sein persönliches Lieblingsbad ist, ebenso wenig empfiehlt er allen Küstenbesuchern durch die Bank das Meer zum Hineingehen. „Nicht Jedes taugt ins Salzwasser,“ sprach er lächelnd, als Espérance ihm um Erlaubniß zum Mitbaden anlag. „Sie haben ohnedies schon Rumor genug in Ihrem Hintasten, wir wollen ihn nicht noch vermehren. Baden Sie sich in Luft und Licht, das genügt für Sie.“ Doctor Gasser läßt es sich nicht ausreden, daß Espérance unter ihrer gedämpften Art ein gutes Theil Extravaganz in sich trage, und in der That läßt es sich nicht leugnen, daß ihre Phantasie eine recht eigentlich jarmatische ist.

Früher würde sie bei des Doctors Ausspruch gemaukt haben, jetzt gehorcht sie freundlich und hat sich begnügt, die beiden Damen durch den unterirdischen Gang zu begleiten, welcher aus der Olivenhölle des Gartens an den Strand führt. Sie wird es jedoch nicht mehr thun, der Gang behagt ihr nicht, besonders die letzte Strecke, wo man im sechsten Sande abwärts bis zur Thormöhlung geht. Auch unten am Ufer gefällt es ihr weniger gut, als oben im Garten; sie wartet das Ende des Bades nicht ab, sondern beeilt sich, wieder hinaufzukommen und sich die Sache fein bequem von oben anzuschauen. Gerade unter dem kleinen Hause liegt ein allerliebtestes Stück Strandleben: die Dogana, ein kleines unregelmäßiges Gebäude, auf einem kleinen regelmäßigen Viereck Boden, mit einem kleinen Molo auf drei Seiten, mit einer Pinie, welche an der kleinen Hofmauer heraufwächst, mit einigen Del- und Feigenbäumen, die sich in dem kleinen Hofraum dicht an das Haus drücken. Vom Molo kommt man auf einer Brücke und zwei Wegen, einem für „Christen“ und einem für Giel, an die kleine Marina, wo Barken festgeschlungen sind und das Marktschiff von Neapel anlangt, desgleichen das Boot, welches aus Castellamare die Früchte bringt, die, so schlecht sie auch sind, in Sorrento nicht zu haben wären. Etwas weiter hin, aber immer noch dicht am Rande werfen Fischer ihre Netze aus, die sich wie schwärzliche Schlangen im durchsichtigen Gewässer winden. Eine Französin mit drei zappelnden Kindern nimmt schwimmend ihr Bad; sie ist seit ganz kurzer Zeit Wittwe, aber wie fast jeder Französin muß der Mann ihr Nebenache gewesen sein, und auch die Kinder scheinen sich als Waisen außerst wohl zu fühlen, denn die ganze Gesellschaft schnattert, mit breitrandigen Stroh-



In Gedanken. Originalzeichnung von A. Roestel.

Sie weiß es noch nicht, daß dieser Tag die Vigilie von der Hochzeit ihres Daseins gewesen ist.

Drittes Kapitel.
Sie sehen sich.

Der erste Morgen in Sorrento. Alles blau; was links vom Posilipo liegt: Ischia, Procida, Cap Misene, Pozzuoli, Nisita, das Arsenal, deutlich erhellt; rechts vom Posilipo, also

hüten auf der Nase, wie ebenso viele Enten. Ob Espérance durch die Laute der Muttersprache nicht unwillkürlich an Venedig erinnert werden sollte? Man möchte es fast glauben, denn sie wirft mit einer ungeduldigen Kopfbewegung das Haar aus der Stirn.

Als Petronella aus dem Bade zurückkehrt, erklärt sie sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit für neugeboren. Espérance kann sich des ironischen Gedankens nicht erwehren: es wäre höchst angenehm, auf einmal eine andere Petronella zu haben.

Die nächste Folge von Petronella's Wiedergeburt ist ihr freiwilliges Erbieten, Espérance zu Madame Martin zu begleiten. Sobald ihr Haar leidlich getrocknet ist, wird aufgegeben. Ueber die Brücke in die Stadt hinein, aus der Strada di Tasso in den Vico di Tasso, so ist der Weg. Als die Mädchen aus dem Vico in die Casa di Tasso treten wollen, öffnet ein Mann eben die Thür und weicht zur Seite, um die Damen vorbeizulassen. Er thut es einfach, wie etwas Selbstverständliches; er selbst ist ganz einfach sowohl in Haltung wie in Kleidung, und doch fällt er Espérance auf, als sie beim dankenden Neigen des Kopfes ihn flüchtig mit den Augen streift. Er lästet leicht den Hut und bleibt an der Thür des Cortile stehen, um den Mädchen nachzuschauen, weil sie einen dienbaren Geist, den sie an dem schönen Brunnen des Hofes beschäftigt finden, nach Madame Martin fragen. Sie werden gleich rechts die blumenbedeckte Treppe hinaufgewiesen; dort geht es nach dem großen Appartement, welches der Signor Martino inne hat. Bevor sie hinaufsteigt, kann Espérance dem Antriebe, sich nach dem Fremden umzublicken, nicht widerstehen. Hätt' er sich schon entfernt, würde sie es unangenehm, fast schmerzhaft empfunden haben; er steht noch da — nun erröthet sie. Warum? An einem Ort, wo es gar nichts zu thun gibt, hat eine solche Neugierde ganz und gar nichts auf sich — jede neue Gestalt erregt sie. Vielleicht aber wird Espérance deshalb roth, weil sie sich auf dem Umsehen ertappen ließ. Eine von Mamans strengsten Anstandsregeln lautete ganz ausdrücklich: „eine Demoiſelle aus gutem Hause sieht sich nie um;“ Espérance hat diese Regel bisher noch immer instinctiv befolgt, und heute auf einmal betrügt sie sich wie die alberne Pensionärin, und der Herr muß es auch sehen! Warum stand er aber auch da wie — ja warum stand er da? Um nach Petronella zu blicken, schwerlich. Espérance wird von neuem roth. Man sollte denken, es hätte noch nie ein Mann stillgestanden und ihr nachgesehen. Wer es nur sein mochte? Kein Italiener — ein Engländer auch nicht. Ob es ein Deutscher war, ob am Ende gar der Baron von Planta?

Espérance ist die Treppe hinauf, durch Vorzimmer und Essaal gekommen und wird jetzt, immer Petronella folgend, der sie den Vorrath gelassen hat, in den großen, langen, möbelgefüllten Salon geführt. Eine Büste Tasso's schimmert am Ende, eine Terrasse mit Blumen stößt an und gewährt die nöthige Aussicht auf das Meer. Aber wo ist Madame Martin? Dort liegt sie, auf einer Chaise longue an einem Fenster, ein Tisch steht vor ihr, flüchtig gedeckt, und auf dem Tisch befindet sich eine Flasche Rothwein, in der bereits einige Gläser fehlen, neben einem gewaltigen Beefsteak, welches ebenfalls auf dem besten Wege ist, sich in Kraft für die leidende Frau zu verwandeln. Denn leidend ist sie, die arme Madame Martin — wir nennen sie absichtlich nicht Mrs. Martin, weil zwischen ihr und ihren Besucherinnen nur Französisch gesprochen werden kann, indem selbst Espérance nicht Englisch weiß. Auf Französisch folglich klagt Madame Martin ihr tiefes Leid. Oh, sie ist so krank, so unglücklich! Sie hat kein Frühstück gehabt, nein. Konnte nicht essen. Ihr Kind, Polly, ihr kleines Mädchen, ist impertinent gegen sie gewesen. „Es ist ein Kind, Madame Martin!“ sagt Espérance entschuldigend. „Elf Jahr — kaum!“ — „Aber ich bin ihre Mutter!“ sagt Madame Martin mit Nachdruck. „Was dieses Kind mir für Kummer verursacht, ist nicht zu sagen. Und ihr Vater nimmt ihre Partie. Auch zehr' ich mich auf.“ Espérance redet ihr zu, vorerst nur das Beefsteak vollständig zu verzehren, damit es nicht kalt werde. Madame Martin ist ihr Beefsteak mit Thränen und sagt dann, sich vergessend, in einem Jammertone: „some wine, if you please.“ Das erräth Espérance, weil sie dem Blick der Leidenden auf die Flasche gefolgt ist. Sie schenkt ein, Madame Martin trinkt mit Seufzen und Thränen das Glas aus, hält es wieder hin, und Espérance schenkt es nochmals voll. Die Flasche ist dabei bis auf ein Drittel leer geworden, und Petronella, die in Südtirol analoge Erfahrungen gemacht hat, denkt mit Enttäuschung: „kein Wunder, daß die Märrin so weint — sie ist betrunken.“

Petronella ist um so schärfer in ihrer Verurtheilung der Engländerin, weil diese ihre Anwesenheit gänzlich „ignorirt“. Die liebe Baronin ist's ausschließlich, an welche sie sich wendet, von der sie Sympathie begehrt. Sie hat außer dem Kummer um Polly schon wieder eine Kränkung erfahren. Die Baronin Planta, die unten im Erdgeschoß wohnt, hat sich gegen sie gerade so betragen, wie die neapolitanische Dame, mit der sie alle nach Castellamare gefahren sind. Gestern bei der Ankunft der Martins ist die Baronin eben im Cortile gewesen und hat den Leuten etwas befohlen — den Leuten des Hauses, denn eigene hat sie nicht, sogar kein Kammermädchen — nun, da hat Madame Martin sie begrüßt und sich gefreut, hier mit ihr zusammenzutreffen, und sie hat gethan, als hörte sie nicht, obwohl sie Englisch versteht, sie hat Madame Martin den Rücken zugekehrt und ist ins Haus zurückgegangen — „wohl, was sagen Sie dazu, liebe Baronin?“ fragt Madame Martin trostlos.

Espérance hat Mühe, nicht zu lachen; andererseits thut ihr die arme verkehrte Frau, die sich eine gesegnete Existenz so nutzlos verbittert, herzlich leid. Daher zwingt sie sich, die wichtige Angelegenheit ernsthaft zu behandeln. Sie gesteht zu, daß die Baronin Planta sich nicht gerade höflich gezeigt hat, daß es eine allgemeine Höflichkeit gibt, die man selbst gegen völlig Fremde nicht aus den Augen setzen soll, besonders auf Reisen, wo ja ein Jeder den Charakter des Fremdlings trägt. „Aber,“ jetzt unser Fräulein entschuldigend hinzu, „diese Dame soll krank sein. Der Baron Planta ist ihretwegen hier — Herr Martin sagt' es uns gestern. Vielleicht ist es das, was sie unliebenswürdig, ungeneigt zu neuen Bekanntschaften macht.“

„Ich bin auch krank,“ wendet Madame Martin ein, „aber ich bin nicht so unfreundlich.“

„Das macht, Sie sind liebenswürdiger,“ entgegnet Espérance, doch Madame Martin will sich durch die kleine Schmeichelei nicht trösten lassen. Sie schüttelt den Kopf und seufzt: „Ich bin eine arme Frau — Niemand liebt mich, selbst nicht mein Kind. Dieses arme kleine Thier ist mein einziger Trost. Nicht wahr, armes Hundchen, gutes Hundchen, das liebt seine Herrin?“

Brownie, an welchen diese rührende Anrede gerichtet ist, hat die ganze Zeit über zu den Füßen seiner Herrin auf der Chaise longue geſessen und in seinen braunen Augen eine verzweifelte Ungeduld gezeigt. Die Rolle des einzigen Trostes sagt Thieren in der Wirklichkeit sehr wenig zu, so häufig sie auch in Romanen damit betraut werden mögen. Brownie macht keine Ausnahme, und es ist unnöthig zu versichern, daß Espérance mit ihm sympathisirt, weit mehr als mit seiner Herrin. Sie neigt sich zu ihm und streckt ihm die Hände entgegen; Brownie wird noch jammervoller unruhig; jeder Nerv in seinem kleinen seidenumhüllten Körper zittert. „Darf ich ihn nehmen?“ fragt Espérance, und als Madame Martin durch Thränen lächelt, hebt das schöne Mädchen das Thierchen mit hilfreichen Händen empor. Brownie geräth augenblicklich in das wildeste Entzücken, küßt Espérance unermüßlich und winfelt dazwischen, halb vor eben ausgehaltener Qual, halb vor gegenwärtiger Wonne. „Dürfen wir ein bißchen zusammen laufen?“ fragt Espérance wieder, und im nächsten Augenblicke sind Mädchen und King Charles draußen auf der Terrasse, von wo Brownies helles Freudengekläffe und Espérance's Lachen und Liebkosen herentönt. Madame Martin horcht einige Sekunden darauf, dann sagt sie zu Petronella, die steif aufrecht auf einem Lehnstuhl ihr gegenüber sitzt: „wie gut sie ist!“

„Ja,“ versetzte Petronella in einem Französisch, welches noch schlechter ist, als das der Engländerin, „sie ist sehr gut.“ „Und so schön!“ fährt Madame Martin in dem Katalog von Espérance's Eigenschaften fort.

„Ja, sie ist sehr schön,“ stimmt Petronella grimmig genug ein.

„Wie sie schon meinen kleinen Brownie liebt!“

„Sie liebt alle Hunde, darum nennen wir sie Hundemoidl.“

Hat Petronella beabsichtigt, Espérance durch Ankündigung dieses Namens lächerlich erscheinen zu lassen, so hat sie sich getäuscht. Madame Martin versteht die elegante Bezeichnung nicht und monologisirt ungestört weiter.

„Sie müssen die Baronin recht lieben.“

„Ja, ich liebe sie — sehr.“ Petronella hat nach einem ironisch ausdrucksvollen Beivort geſucht und kein besseres gefunden, als „terriblement“.

Madame Martin achtet auf terriblement so wenig, wie auf Hundemoidl. „Welcher Unterschied zwischen ihr und der Baronin von Planta!“ sagt sie mit neuen Thränen, die von ihrer etwas röthlichen Nase herabströmen. „Alle beide Deutsche, aber die eine ein Engel, die andere ein Herz von Eis.“

„Espérance ist keine Deutsche,“ fällt Petronella eifrig ein. „Ihr Vater war ein Pole — das hören Sie ja gleich am Namen Wengersky. Alle polnischen Namen endigen auf Ky.“

Madame Martin's Ojferphysiognomie wird ganz strahlend. Espérance, mit Brownie an ihren Fersen, kommt eben von dem Ausflug auf die Terrasse wieder. Madame Martin streckt ihr die Hand entgegen. „Oh, ich danke Ihnen tausend Mal für Ihre Güte gegen mein armes, kleines Hundchen! Und ich bin entzückt, daß Sie keine Deutsche sind, wie die Baronin von Planta. Ich liebe die Deutschen nicht, aber die Polinnen hab' ich immer geliebt — sie sind so interessant!“

Espérance blickt auf Petronella nieder, die ihr ein Mal mehr die Nationalität, welche sie nicht leiden kann, angeheftet hat. Madame Martin eines Bessern beschoren zu wollen, wäre verlorene Mühe, so läßt denn Espérance sich geduldig als Polin anbeten und sagt mir: sie müßten jetzt fort — es würde spät.

Madame Martin dankt abermals und steht um Wiederbesuchen. Espérance verspricht es. Kaum sind sie außerhalb des Salons, so fährt Petronella los: „Willst Du wirklich wieder zu ihr?“

„Warum nicht?“ antwortet Espérance gelassen, wenn auch etwas kühl. „Die Frau bedarf's, daß man sie besucht, und das Hundel bedarf's noch mehr.“

„Nun, da kannst Du die Märrin und ihr Hundel allein besuchen,“ erklärt Petronella.

„Ich dachte, Du wärest neugeboren, Petro,“ bemerkt Espérance.

„Was soll das heißen?“

„Daß ich noch ganz die alte Petronella in Dir finde.“

„Alt oder neugeboren — ich werde doch nicht einer Person aufwarten sollen, welche uns sagt, sie liebe die Deutschen nicht?“

„Uns hat sie es nicht gesagt, nur Dir, denn mich hast Du ja Deiner Gewohnheit nach wieder zur Polin gemacht.“

„Wenn sie es mir persönlich gesagt hat, werde ich um so weniger wieder zu ihr gehen.“

„Wer verlangt's denn, Petro? Ich nicht,“ sagt Espérance kaltblütig. „Ich kann meinen Weg allein finden.“

„Ich glaub's schon, besonders in ein Haus, wo schöne Herren stehen bleiben und Dir nachgaffen,“ erwidert Petronella höhniſch.

Espérance gäbe viel darum, wenn sie hierauf ebenso von oben herunter antworten könnte, wie auf alles Uebrige. Sie kann's nicht, sucht vergebens nach einer Wendung, die kein Gemeinplaz ist, wird roth und immer röther und gewährt ihrem kleinen Plagegeist ein ungemeines Vergnügen. Zum Glück stoßen sie, als sie den Cortile erreichen, auf Herrn Martin, welcher eben Polly's Inſtallierung auf einem großen Eſel beaufsichtigt. Polly könnte nicht in einem Book of Beauty figuriren, aber sie hat ein frisches, offenes englisches Kindergeſicht, welches von ihrem Eſel herab den jungen Damen freimüthig entgegenlacht. Espérance geht zu ihr, um sie zu begrüßen, Polly gibt eine Hand, dann aber ruft sie nach Fred und Maſter Frederic Martin, ein Brudersohn des Bankiers, eilt herbei und schwingt sich, ihrem gebieterischen Wink gehorchend, neben sie auf den Sattel, der für Cousine und Better hinlänglich Raum gewährt. Fred ist ein Jahr jünger, als Polly und der unterthänigste Sklave seiner Cousine. „Sie fängt früh an,“ bemerkt Herr Martin gleichsam entschuldigend, als Espérance mit einem Lächeln das befehlshaberische Wesen

des kleinen Mädchens wahrnimmt. — „Warum soll sie nicht commandiren?“ erwidert Espérance. „Sie lassen ihr Freiheit, sie macht sie sich zu Nuße.“ — Ich verziehe sie vielleicht etwas,“ gibt der Vater zu, „aber mir ist's immer, als müßt' ich sie entschädigen. Mir scheint es bisweilen, als würde Brownie zu viel geliebt, und mein Kind zu wenig.“ Er sagt: „mein Kind,“ nicht „unser Kind“. Espérance blickt ihn verstehend und theilnehmend an und sagt dann, nach Polly hinübersehend, welche mit Eſel, Treiber und Better triumphatorisch die Tassostraße dahinzieht: „Sie sehen, sie fühlt es noch nicht, und sollte sie es später fühlen, so hat sie ihren Vater.“ — „Dank,“ sagt Herr Martin mit einem warmen Blick in Espérance's schöne Augen; Petronella aber denkt: „wie sie's nur anstellt?“ — da hat sie den Mann so gut am Wandel, wie die Frau.“ Espérance ihrerseits ist höchlich zufrieden, daß ihr durch das Anschließen des Bankiers die Rückwanderung zu Zweien in Petronella's augenblicklicher Laune erspart worden ist.

An der Gartenthüre von Rispoli nimmt Herr Martin Abschied; sein Weg führt ihn weiter nach der Gran Bretagna, wo Polly und Fred Kinderbekannte haben. Die Mädchen treffen gleich vorn im Garten den Doctor, welcher sich in barbarischem Französisch beim Signor Luigi nach dem blonden Norddeutschen erkundigt. Signor Luigi erklärt in gleich barbarischem Französisch zwischen den drohenden Spigen seines Hemdebogens hervor den Signor Claudio für einen gelehrten Mann, einen großen Naturalisten. Der Norddeutsche hat beim Secretär des Hauses Rispoli einen großen Stein im Brett: er ist nicht.

Beim Anblick der Mädchen läßt Doctor Gasser das wenig erquickliche Factotum stehen und geht mit ihnen den breiten Mittelweg des Gartens hinab. Auch er ist erst heimgekommen und zwar gleichfalls aus Casa di Tasso. Er hat den Empfehlungsbrief vom Kapitän von Planta abgeben wollen, aber den Baron von Planta nicht getroffen. „Und seine Frau Gemahlin scheint nicht geneigt gewesen zu sein, an der Stelle ihres Mannes meinen Besuch anzunehmen,“ sezt der Doctor hinzu.

„Wenn der Madame Martin zu glauben ist, so haben Sie Nichts verloren,“ fängt Espérance an, Petronella jedoch schneidet ihr heftig die Rede ab und ruft: „auf die alte Märrin kann vernünftiger Weise Niemand hören.“ Die hat sich gestern der Baronin aufdrängen wollen, um unberechtigt Bekanntschaft mit ihr zu machen, und die Baronin hat sie plantirt. Nun winfelt die Engländerin über den Stolz der Baronin. Ich bin überzeugt, die Baronin hat gar keinen dummen Stolz, sie ist nur eine Frau, die zu leben weiß. Von ihrem Mann dagegen versprech' ich mir nicht viel, wenn er es war, den wir heute gesehen haben. Das ist gewiß ein fader Mensch.“ — „Was hat er denn gethan?“ fragt verwundert Doctor Gasser. — „Sich hingepflanzt wie ein Birm und Espe nachgeglotzt,“ erläutert Petronella, im Aerger nationell werdend, sonst hätte sie statt Birm wahrscheinlich Narr oder Oed gesagt.

Espérance hat jetzt wieder kaltes Blut gewonnen, und fragt: „Kann er nicht auch Dir nachgeglotzt haben? Warum muß Alles immer mir zugeschoben werden?“ — „Nun, das weißt Du ja,“ schnappt Petronella sie an, „wo Du bist, da wird keine Andere angesehen.“ — Der Onkel aber sagt mißvergnügt: „Das ist übertrieben bescheiden, Petro. Glaubst Du denn, daß Deine Freundin es hoch aufnimmt, wenn Du ihr auf solche Weise schmeichelst? Du kannst ebenso gut gefallen, wie sie.“ — „Das mein' ich auch,“ stimmt Espérance gravitätisch ein. „Du hörst, Petro, was der Onkel sagt.“ Petronella wirft den Kopf zurück und verzieht den Mund; sie weiß, was sie weiß.

Nach Tische hat Espérance wieder eine Stunde für sich. Petronella hält nach ihrem Bade Mittagstrübe, und Espérance liegt im Lehnstuhl vor dem Seitenfenster, welches eigentlich eine Thür ist. Der Tag ist nicht so glänzend geblieben, wie der Morgen war; jetzt eben zieht eine leichte Regenwolke über Sorrento weg, freilich im Sonnenschein. Meta ruht unter einem breiten, sanft leuchtenden Regenbogen, von welchem das ein Ende wie ein duftiger Flor den Fels herab bis ins Meer hängt. Der Widerschein im Wasser wiegt sich auf Sorrento zu; wo er nicht schillert, zeigt das Meer einen der zarten Töne, wie sie dieser Küste eigentümlich sind: ein graues Vio. Es ist wieder sehr schön, aber Espérance kann es heute nicht so mit ganzer Seele sehen, wie sie es gestern gesehen hätte; sie sieht es nur mit den Augen; ihre Gedanken sind ausschließlich mit der Frage beschäftigt: ob der Herr am Gitter des Cortile der Baron von Planta gewesen ist, oder nicht.

Viertes Kapitel.

Baron und Baronin von Planta.

Einige Stunden später nimmt der Gegenstand ihres Nachsinnens von seinem zeitweiligen Schreibtisch ein Buch in die Höhe und sieht einen Brief, der zwischen zwei Bänden gelitten ist. „Was,“ sagt er, „da ist ja ein Brief von Aaver! Woher kommt denn der, liebe Valasca?“

Seine Gefährtin sitzt vor einem Tisch und liest in einem Bande von der Galligiani-Ausgabe der englischen „Novellisten,“ welche die unmittelbaren Vorgänger von Dickens und Thackeray waren. Sie betreibt diese Beschäftigung mit einem solchen Ernst, als ob es eine der wichtigsten Lebensaufgaben wäre, The Widow Barnaby von Mrs. Trollope in sich aufzunehmen, und dabei hält sie sich dermaßen gerade, daß man wetten möchte, sie hätte sich nie weder rechts, noch links auf die Kissen eines Divans gestützt, oder sich gar in einen tiefen Lehnstuhl behaglich zurückgelegt. Die Anrede ihres Mannes läßt sie unbeachtet an sich vorübergehen.

Er hat inzwischen den Brief aufgebrochen, durchflogen und jagt nun etwas lauter: „Liebe Valasca, ich frug Dich, wie dieser Brief hergekommen ist? Aaver empfiehlt mir den Ueberbringer, den Doctor Gasser, bei dem er gewohnt hat. Ist der Doctor selbst hier gewesen, oder hat er den Brief geschickt?“

Jetzt geruht Valasca von Planta den Kopf etwas zu erheben und antwortet, einen halben Blick nach dem Schreibtisch richtend: „Seine Karte muß da irgendwo liegen.“

Der Baron sucht und findet die umgebroschene Karte, wo er den Brief entdeckt hat, in einer Spalte zwischen zwei Bänden. Dann fragt er: „Also war er hier?“

„Ja, er war hier,“ entgegnet die Baronin. „Ich wünschte weiter zu lesen, lieber Gaetan.“

„Gleich, liebe Valesca. Dein Buch kann wohl so lange warten, bis —“

„Es interessiert mich ungemein, Mrs. Trollope ist eine bedeutende Schriftstellerin.“

„War, willst Du sagen. Jetzt schreiben ihre Söhne.“

„Von denen werde ich später lesen.“

„Meinetwegen auch von ihren Enten,“ sagt der Baron, halb ungeduldig, halb lachend. „Vorläufig sei nur so gut und sage mir, wann der Mann hier gewesen ist?“

„Welcher Mann, lieber Gaetan?“

„Der Doctor Gasser, liebe Valesca.“

„Ach ja! Wenn ich etwas lese, das mich interessiert, vergesse ich Unbedeutendheiten so leicht. Jetzt erinnere ich mich: er kam bald, nachdem Du heute Vormittag ausgegangen warst.“

„Und warum gabst Du mir den Brief nicht, als ich zurückkam?“ fragt der Baron Gaetano. „Ich weiß, ich weiß, Du hattest ihn ebenfalls vergessen,“ jetzt er abwehrend hinzu, als die Baronin sprechen will.

Er nimmt eine kleine Tasse aus seinem Rock und dreht sich eine Cigarette von türkischem Tabak. Türkischer Tabak ist die einzige vorherrschende Leidenschaft des Barons Gaetano. In einer nicht herausgegebenen Naturgeschichte des Oesterreichers wurde behauptet: „Der Oesterreicher rauche selbst schlafend“ — demnach müsse Gaetano von Planta Oesterreicher sein, denn er raucht seine geliebten Cigaretten noch im Einschlafen. Er ist indessen nicht Oesterreicher, er ist von alter schweizerischer Familie, welche durch den Militärdienst seit länger als hundert Jahren in Neapel naturalisirt ist. Trotz dieser langen Zeit, trotz der vielen Heirathen mit Italienerinnen — auch Gaetano hatte eine italienische Mutter und sein Bruder hat eine italienische Frau — ist Deutsch doch die Familiensprache geblieben, und Gaetano besonders spricht zu Hause nie etwas anders. Ist doch seine Frau eine Deutsche, noch dazu eine Preussin. Gaetano hat sie kennen gelernt, während er in Berlin der neapolitanischen Gesandtschaft attachirt war.

Wenn den Versicherungen Gaetano's, daß er bloß rauche, so oft seine Nerven einer Betäubung bedürften, Glauben beizumessen ist, so müssen seine Nerven häufig aufgeregt sein. In diesem Augenblicke sind sie es offenbar. Er hat den Brief des Bruders nochmals und dieses Mal genauer durchgelesen, steckt ihn in die Tasse und will auf die Terrasse des Erdgeschosses, da ruft seine Frau mit ihrer gemessenen Stimme, die einmal wie alle Mal klingt: „Lieber Gaetan!“

„Was willst Du, liebe Valesca?“ fragt er, indem er stehen bleibt, doch ohne sich nach ihr umzuwenden.

„Willst Du mir den Brief denn nicht mittheilen?“

„Kaver's Brief? Da hast Du ihn, liebe Valesca. Ich dachte, die Wittve Barnaby erlaubte Dir nicht, etwas sonst zu lesen.“

Valesca versteht Vieles nicht, unter Anderm den Humor. Sie nimmt Alles feierlich wörtlich. „Einige Minuten kann ich mir für den Brief unsers Bruders schon amüßigen,“ antwortet sie herablassend. — „Unser Bruder muß Dir sehr dankbar sein,“ bemerkt der Baron, und tritt nun wirklich auf die Terrasse.

Die süße Frische des Abends haucht ihn an und kühlt ihm die heiße Stirn. Er athmet tief auf. Um ein Haar wäre der tiefe Athemzug ein recht aufrichtiger Seufzer. Ueber das nicht weiter schöne, aber intelligente und edle Gesicht des Barons gleitet ein Schatten von Schwermuth. Keine weiche Jünglingschwermuth. Gaetano von Planta ist ein geistreicher Mann, knapp an zweihundertvierzig, nein, eben die Melancholie des Mannes, hinter welchem Erfahrungen liegen, während vor ihm keine Zukunft mehr liegt. Das ist Gaetano's Schicksal, kein ungewöhnlich schweres, noch weniger ein tragisches, aber eines ohne Licht, ohne Ziel, wie gesagt, ohne Zukunft. Dort ruht Neapel, wo seines Königs Thron stand, wo er nicht mehr steht; wo Gaetano nicht mehr zu der herrschenden Partei gehört; wo er, durch materielle Nothwendigkeit gezwungen, nicht länger einem fürstlichen Stamm, sondern einem Lande dient, welches, obwohl das seiner Geburt, ihm doch niemals für das seines altherkömmlichen, deutsch gewordenen Geschlechts gegolten hat. Wenn die Plantas „daheim“ sagen, so meinen sie heute so gut wie vor hundert Jahren das Bündner Land drüben in der Schweiz. Kaver ist mit seiner hübschen Italienerin und seinen beiden Tungen „ein Mal nach Hause gereist“, nachdem er seiner angegriffenen Gesundheit wegen in Südtirol erst eine Molkentur gebraucht hat. Er hätte das allerdings auch in der Schweiz besorgen können, aber das hatte ihm nicht angestanden: „zu Hause“ wollte er Nichts, als sich amüßigen, Verwandte besuchen, seiner Emilia alte Heimstätten der Familie zeigen. Es war, wie Gaetano es bezeichnet hatte, eine Pilgerfahrt zum Stammbaum gewesen. Wie sie ausgefallen, wußte Gaetano bis jetzt noch nicht; Kaver war der „miserabelste“ Correspondent, welcher je theilnehmende Angehörige über sein Ergehen in Ungewißheit gelassen; in dem heutigen Briefe hatte Gaetano das erste Lebenszeichen vom Bruder empfangen. Viel von sich selbst meldete der Kapitän damit auch nicht; der ganze Brief schien lediglich geschrieben, um seinen Tiroler Hauswirth zu empfehlen. Wie der aufmerksam gewesen war, was für guten Wein er dem Kapitän verschafft hatte, was für ein ausgezeichnete Dichter er war — zwischen Heine und Lenau — Kaver konnte gar nicht fertig werden mit seinem Ruhme. Gaetano möchte doch ja alles Mögliche für den guten Doctor thun. Petronella wurde kaum erwähnt und nicht empfohlen, die Doctorin kannte der Kapitän noch nicht, weil er den Mai über in Tirol gewesen war und der Doctor sich die junge Frau erst im Juni geholt hatte. Aber wer noch mehr, als der Doctor, erhoben wurde, das war Espérance. Ihre Liebenswürdigkeit ließe sich nicht schildern, versicherte der Kapitän, man müsse sie persönlich kennen lernen. Er empfahl dem Bruder, ihr recht zu huldigen, und der Schwägerin, nicht eifersüchtig zu werden. „Sie soll es machen, wie Emilia,“ fügte er hinzu, „die war förmlich hingerissen. Baronesse von Wengersky spricht vorzüglich italienisch, und Du kannst Dir vorstellen, daß sie dadurch für Emilia eine wahre Vorlesung war.“

Im Ganzen hat der Brief den Baron wenig interessiert, eigentlich gar nicht. Es ist ihm lieb, daß die Kaver's bis Anfang Juni gesund gewesen sind, damit aber hört seine

Antheilnahme an dem brüderlichen Schreiben auf. Gaetano hat mit sich zu thun. Er muß, was ihm jeden Tag ungefähr vierundzwanzig Mal geschieht, die Verstimmung zu überwinden suchen, in welche die Art und Weise seiner Frau ihn versetzt. Es gelingt ihm, vielleicht Dank der Cigarette und ihrer einschläfernden Kraft. Der gute Baron bedenkt nur nicht, daß jede Kraft, zu oft angewendet, allmählig erschläft. Wenn der türkische Tabak nun nicht länger die Nacht behält, seine Nerven zu beruhigen — wie dann? Wird er sich dann mit seiner unsympathischen Gefährtin herumstreiten? Wie gesagt, er denkt noch nicht daran. Der Arzt sagt ihm bisweilen warnend: „Hüten Sie sich vor einer Tabakvergiftung.“ Gaetano lächelt und sagt: „Doctor, das Gift kennt mich,“ und der Doctor spricht kopfschüttelnd: „Ich wünsche nur, daß Sie es nicht kennen lernen.“ Dann bleibt Alles beim Alten, die Baronin foltert den Baron, und der Baron dreht sich Cigaretten und raucht den Tag und die Nacht, die Sonne und den Mond an.

(Fortsetzung folgt.)

Steppenrose.

Novelle von Villamaria.

1.

Die Bedienten eilten geschäftig um die kleine, reich verzierte Tafel, hoben die Krystallchalen mit den anserlesten Süßfrüchten ab und legten an ihre Stelle silberne Körbe mit frischen Blumen; dann trugen sie die eisgefüllten Kühler herbei mit den silberhaltigen Champagnerflaschen und zogen sich zurück — es war der Moment, in welchem sich stets die Damen erhoben, der gesteigerten Laune der Herren das Feld frei zu geben.

Neben dem Haupt des Hauses, dem reichen Grafen L., der den Vorsitz an der kleinen Tafel führte, saß seine schöne Tochter Wally, die während des ganzen Diners kaum ein einzig Mal die langen Wimpern gehoben — jetzt wagte sie einen kurzen, fragenden Blick in das Auge des Vaters, erhob sich auf ein stummes Zeichen desselben, verneigte sich ernst vor dem einzigen Gaste, einem fremden, französischen Vicomte, und verließ den Saal.

Sie athmete hoch auf, als der Bediente die Flügelthüren hinter ihr geschlossen, und flüchtig wie ein gezeichnetes Reh eilte sie den Corridor hinab, durch die Glashür hinaus auf die Veranda und die Stufen hinunter in den Park.

„Gott sei Dank!“ flüsterte sie, und Bäume und Sonnenschein dünkten ihr in diesem Augenblicke noch einmal so erfrischend, „Gott sei Dank! Was für eine widerwärtige Physiognomie und mit welch' einer Arroganz er sich gegen meinen edlen Vater benahm, und wie sich dieser Alles gefallen ließ — unbegreiflich! Die vornehmsten Edelleute unseres Landes beugen das Haupt, wenn sie zu ihm reden, und dieser herzgelassene Fremdling gönnt ihm kaum die nötigsten Rücksichten!“

Sie hemmte ihren schnellen Schritt und blickte einen Augenblick zurück nach dem Schlosse, dann neigte sie lauschend das Haupt nach der andern Seite. Fröhliche Kinderstimmen und helles Gelächter schlugen gleich darauf an ihr Ohr und weckten auf ihrem Antlitze einen sonnigen Widerschein.

„Sie sind in der Eheunlaube!“ sagte sie leise vor sich hin und schritt dann einen Seiteweg hinauf.

In der schattigen Laube saßen Wally's Geschwister, die beiden jüngsten Kinder des Grafen, unter der Obhut ihres Erziehers, eines jungen, deutschen Gelehrten. Die verstorbene Gräfin, selbst eine Deutsche und von eben so edlem Charakter als hoher Geistesbildung, hatte ihn noch für ihre Lieblinge berufen, in der Hoffnung, ihren Kindern in dem jungen Manne einen eben so sorglichen Erzieher als treuen Freund zu geben — und sie hatte sich nicht getäuscht.

Mit zärtlichster Liebe hingen die Kinder an ihrem jugendlichen Lehrer, dem, neben dem reichen Schatz seiner Kenntnisse, der köstlichste von allen geblieben war — ein reines, kindliches Gemüth.

Jetzt stand er an den Eingangspforten der Laube gelehnt, wandte dem Gange den Rücken und war in ein anregendes Spiel mit seinen Jünglingen vertieft.

So hörte er nicht den leise nahenden Schritt der jungen Gräfin und suchte wie erschreckt zusammen, als ihre seidne Schleppe ihn streifte und sie dicht an ihm vorbei in die Laube schlüpfte.

„Wally, Wally!“ die junge Gabriele rief es jubelnd und schlang ihre Arme um die geliebte Schwester, „wie kommst Du nur zu uns hierher — das hast Du ja noch nie gethan!“

Der junge Gelehrte dachte dasselbe, aber er wagte nicht zu fragen, denn wie hold und lieblich auch die junge Gräfin war — sie schien doch nie zu vergessen, daß sie die Tochter eines der mächtigsten Magnaten des stolzen Ungarlandes sei. Wohl fühlte sie das Fremdartige ihres Thuns in diesem Augenblicke und suchte nach einer Antwort auf die stumme Frage in seinen Augen, aber sie wagte nichts von den Empfindungen kund zu thun, die unbestimmt, aber darum um so qualender sie seit einigen Stunden erfüllten und geängstigt zu dem kleinen, friedlichen Kreis getrieben hatten.

„Kennen Sie den Vicomte de Meauville von Wien her, Herr Doctor?“ fragte sie endlich.

„Es ist mir, als hätte ich seinen Namen früher einmal gehört, Comtesse!“ entgegnete der junge Gelehrte stumm; sie wartete gespannt noch einige Augenblicke, aber er sagte kein Wort mehr.

„Er ist seit einigen Stunden unser Gast,“ fuhr sie dann fort, „und so sehr verschieden von unseren sonstigen Gästen, daß ich unwillkürlich über ihn nachsinnen mußte.“

Der Doctor schweig noch immer.

„Es sind keine Damen im Schlosse,“ begann sie wieder, „und Papa schien mit dem Fremden allein bleiben zu wollen; ich ging daher in den Park, hörte das fröhliche Gelächter und ging ihm nach.“

Der junge Gelehrte verneigte sich mit leisem Lächeln; sie hatte dies fröhliche Gelächter wohl oft schon gehört, aber noch nie bis zu dieser Stunde hatte es sie herbeigelockt — was war es denn heutzutage?

Es flog ihm blitzschnell durch die Seele, aber seine sanften Augen verriethen nichts von diesen Gedanken.

„D gute Wally,“ baten nun Gabriele und der kleine zehnjährige Ferenz, „spiel doch mit uns, es ist so hübsch, wie Doctor Wieden es macht — willst Du?“

Sie blickte fast schüchtern zu ihm auf. „Wenn Sie es gestatten?“ sagte sie, willig nach der Zerstreung greifend, und nach wenigen Minuten saß sie, die schöne, stolze Comtesse, mit den Kleinen um den Doctor her, stimmte ein in das fröhliche Gelächter und vergaß für eine kurze Stunde ihrer bangen Gedanken. . . .

2.

Die Morgensonne übergießt mit ihrem goldigen Licht das lebensgroße Bildniß der verstorbenen Gräfin, das über dem Arbeitstisch in dem Cabinet ihres Gemahls hing. Er selbst, der stolze Edelmann, stand an das Bild gelehnt, dem Bilde den Rücken wendend, als schene er die sanften Augen, die so zärtlich auf ihn niederblickten; er war bleich und die Augen, aus denen sonst der Stolz eines ungebeugten Geistes und einer hohen Seele sprach, lagen jetzt müde unter den Lidern und haften finster auf den Blumen des Teppichs.

Da kam ein leichter Schritt den Corridor herab und hielt einen Augenblick vor seiner Thür an.

Ueber des Grafen männlich schönes Antlitz flog es wie ein Krampf; er preßte die Hände einen Augenblick so fest zusammen, daß die Nägel sich in dunkler Spur dem Fleisch eingruben, dann hob er plötzlich das Haupt, warf das lange Haar mit einer energischen Bewegung zurück und versuchte der Tochter entgegen zu lächeln, die schön und rosig wie der junge Tag jetzt in sein Zimmer trat.

„Guten Morgen, theuerster Vater! Es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen, daß Sie so früh nach mir sandten?“ „Nichts, mein Herzenskind,“ entgegnete der Graf, zärtlich mit der Hand über ihre glänzenden Schenkel streichend, „im Gegentheil hoffe ich, die Nachricht, die ich Dir mitzutheilen habe, werde Dir eine angenehme sein. . . .“

Wally blickte den geliebten Vater so freundlich und vertrauensvoll an, daß es ihm in die Seele schnitt — aber es mußte sein.

„Ein angesehenener Edelmann begehrt Dich zur Gemahlin, mein Töchterchen, und ich habe ihm Deine Hand zugesagt in Hoffnung Deiner Zustimmung.“

„Und wer ist es, liebster Vater?“ fragte das junge Mädchen fast unhörbar, während zuerst tiefe Blässe, dann eine zitternde Röthe ihr süßes Gesichtchen überflug; ihr Puls klopfte sieberisch, denn ihr Herz ahnte sein Todesurtheil — das war die unbestimmte Angst der vergangenen Stunden gewesen.

„Der Vicomte de Meauville . . .“ entgegnete der Graf mit zögernder Stimme.

„Unmöglich, theuerster Vater, unmöglich! Ich könnte eher sterben, als mein Weib werden — er ist mir unendlich zuwider!“

„Mir auch!“ rief der Graf mit einem plötzlichen Aufleuchten tödtlichen Hasses, „auch kann und will ich Dich nicht zwingen, aber ich will Dir eine kurze Geschichte erzählen und dann magst Du entscheiden!“

„Bei meiner neulichen Anwesenheit in Wien führte mich der Vicomte in eine Gesellschaft ihm befreundeter Edelleute; es wurde Hazard gespielt und in einem unseligen, gottverlassenen Augenblicke ließ ich mich verleiten mitzugehen: ich verlor — verlor — verlor und fuhr wahnwitzig fort zu spielen, immer von der nächsten Karte die Rückkehr meines Glücks erwartend — ich verlor Alles an den Vicomte!“

„Von meinem großen Vermögen gehört mir kein Heller mehr, von dem Schloß meiner Väter — kein Ziegel, und der Vicomte besitzt das Recht, uns wie Bettler von dem Sitz unserer Ahnen zu jagen und mich der Verachtung der Welt Preis zu geben! — Das war der Jammer, der mir seit meiner Rückkehr von Wien an der Seele nagte, und in welchen Deine Liebe vergeblich einzudringen suchte — das war das Leid, das mir mehr als einmal die Pistole dort in die Hand drückte, die ich aber bei dem Gedanken an Euch stets wieder fallen ließ.“

„Deine Schönheit, Deine Anmuth haben den Vicomte zaubert; er bietet mir für Deine Hand die Rückgabe meines Schuldscheins und ich wage Dich ihm zuzufügen, nicht um mich — Gott weiß es — nur um Euch zu retten.“

Wally hatte bis jetzt mit leise zitternden Händen ihr Tuch an die Lippen gedrückt, als wolle sie jeden Schmerzenslaut ersticken, nun hob sie langsam ihr Antlitz — ihr Auge fiel auf das Bild ihrer verklärten Mutter: „In Deinen Händen lasse ich das Glück Deines Vaters!“ das waren ihre letzten Worte gewesen und nun war es, als blickten die sanften Augen innig bittend auf sie nieder. Hätte sie noch schwanken können — jetzt war es vorüber!

„Sie sollen gerettet werden, mein armer, theurer Vater!“ sagte sie und mühte sich, den bleichen Lippen ein Lächeln abzurufen, „sagen Sie dem Vicomte, daß ich bereit sei, die Seine zu werden, sobald er es fordert!“

Der Graf war gerettet, sein Reichthum ihm erhalten, seine Ehre in den Augen der Welt unangetastet, aber kein freundliches Lächeln erhellte sein Antlitz — stumm streckte er die Arme nach dem armen Kinde aus, und leise weinend hielten sich Vater und Tochter umfangen.

3.

Ueber das raschelnde Laub im Parke des Palais Meauville glitt eine seidene Schleppe: es war die junge Vicomtesse, die langsam den großen Bindengang herabkam, die Sinfen zum Gartenpavillon erstieg und nachdem sie vorsichtig spähend nach allen Seiten umgesehen, dort eintrat und die Thür sorgfältig hinter sich verschloß und verriegelte; dann zog sie einen Brief aus der Tasse, der eben in geheimnißvoller Weise in ihre Hand gelangt war, erbrach ihn in zitternder Hast und begann zu lesen.

Es war die erste Nachricht, die sie aus ihrem Vaterhause erhielt, obgleich sie seit den drei Monaten ihrer Trennung nicht aufgehört hatte, ihren Lieben zu schreiben und um Nachricht zu bitten.

„Wally, liebe, süße Wally,“ schrieb die junge Gabriele, „was ist geschehen, warum schreibst Du nie, nie? Hast Du uns — hast Du Deine Heimath vergessen?“

„Jeden Tag laufe ich Papas Heidenucken entgegen, wenn er aus der Stadt mit den Briefen kommt — nie, nie bringt er eine Zeile von Dir!

„Papa ist gar nicht mehr wie früher — so bleich und stumm; auch unser liebes, altes Schloß würdest Du gar nimmer wieder kennen — so still und todt ist es, seit Du damals so schnell von uns schiedest.

Der letzte frühliche Tag war der, als Du mit uns in der Epheulaube spieltest — weißt Du noch? Am nächsten Tage wurdest Du Braut und damit ward Alles anders. Der gute Doctor Wieden spielt auch nicht mehr mit uns — dazu ist er noch zu schwach. Er ward bald nach Deiner Abreise krank und lag viele Wochen, und der Arzt zuckte die Achseln, so oft Papa fragte; jetzt ist er wieder auf, aber Du würdest ihn nicht wieder erkennen — doch das haben wir Dir ja schon Alles geschrieben, Du hast aber in Deinem schönen Wien vielleicht gar keine Zeit, an uns zu denken, denn sonst hättest Du doch ein Lebenszeichen in der langen Zeit von Dir gegeben.

„Ich sprach darüber mit Franka und sie meinte, daß vielleicht Deine Briefe nicht an uns gelangten und die unieren nicht an Dich — es käme so etwas öfter in der großen Welt vor, wie sie gar wohl von ihrer früheren jungen Gräfin wisse — ich solle ihr daher nur diesen Brief geben, sie wolle ihn einer Freundin in Wien senden, die eine Verwandte von Deines Gemahls Kammerdiener sei — so käme der Brief sicher in Deine Hände.

„Ich wage Papa nicht zu fragen — Du weißt, wie stolz er denkt; er würde eine solche Verdächtigung mit Entrüstung zurückweisen und keine heimliche Correspondenz gestatten, aber meine Sorge um Dich ist größer als mein Stolz und ich thue es. O, Wally, erhältst Du diesen Brief richtig, so schreib — schreib gleich und sende ihn durch dieselbe Vermittlung zurück! Tausend Grüße und Küsse von mir und Ferenz. Adieu, süße Schwester mein, bist Du schon unserer edlen Königin Maria Theresia vorgestellt und war sie hold und gnädig gegen Dich? — Ach schreib, schreib Alles und vor Allem, daß Du noch immer liebst Deine treue Schwester Gabby.“

Die Lectüre war beendet — langsam hob die junge Frau das Haupt. Es war noch immer das schöne, wunderliebliche Antlitz, aber gewandelt war es dennoch trotz der kurzen Spanne Zeit, die sie erst von ihren Mädchentagen trennte — sie war bleich wie die weißen Rosen ihres Gartens, und in den Schatten unter ihren süßen, blauen Augen las ein kühnliches Auge eine kurze, traurige Geschichte von stumm begrabenem Mädchenträumen und unwiederbringlich verlorenem Glück.

Sie stand auf und trat an das Fenster; dort lehnte sie die Stirn gegen die Scheiben und schaute hinab auf den Strom zu ihren Füßen und dann über ihn fort, weit hinaus nach Nordost, wo in verschwimmender Ferne die weiten, bei denen ihr Herz zurückgeblieben war.

Die Sonne sank in herbstlicher Klarheit und ihre letzten Strahlen flimmerten glühend auf den blauen Donaufluthen. Am Horizonte stieg das Abendlicht flammendroth auf und sank dann wie ein goldner Schleier über Baum und Strauch und über die ferne Ebene, auf welcher die Blicke der jungen Frau träumerisch weilten. . . .

Hinter ihr versank die Gegenwart und ihre Phantasie trug sie zurück zu ihrem Jugendparadies.

So waren die Abende gewesen, an welchen sie hinausgeritten war auf die schlummernde Steppe und sich gefreut hatte an den herrlichen, wilden Pferden und an den malerischen Gestalten der Hirten, die, in ihre weißen Pelze gehüllt, plaudernd das Feuer umstanden, über welchem in eisernem Kessel die Abendsuppe brodelte. . . .

So waren die Abende gewesen, an welchen sie mit den Jähren auf der Veranda geessen und mit dem Vater Schach gespielt, während die Bäume leise im Abendgold sich wiegten und der junge Gelehrte hinter ihr mit melodischer Stimme seinen Böglingen vorlas oder erzählte. Sie hatte dann oft so zerstreut gespielt, daß der Vater verwundert aufblickte und sie sich selber zürnte — doch umsonst, denn der Zauber dieser Stimme drängte sich immer wieder zwischen sie und das Spiel.

Wie klang sie nur? Sie mußte selbst in diesem Augenblick darüber nachsinnen. . . . ach ja, nun wußte sie's! Grab' wie die Neulsharfe am Fenster der seligen Mutter, und war es nun die Harfe — war's die Stimme — ihr schuldlos Herz ahnte es wohl selber nicht — es kam jetzt über sie in brennendem Weh und sie drückte die Stirn fester gegen das kalte Krystall, als wolle sie die Thränen zurückdrängen, die nun heiß hervorbrachen, so heiß, wie sie in ihrem jungen, schuldlosen Leben noch nie geflossen waren. . . .

Die Sonne war hinabgetaucht, dunkler wurde der Purpur des Himmels und dümmriger der Raum hinter ihr; sie wandte sich endlich vom Fenster, trocknete hastig ihre Thränen und trat zurück zum Tisch, auf welchem die nöthigen Schreibutensilien immer bereit lagen.

Die Feder flog wie beschwingt über die weißen Blätter. „Meine liebe, süße Gabriele,“ schrieb sie, „wohl hatte Franka Recht: meine Briefe, meine vielen Briefe sind nicht an Euch gelangt und die Euren nicht zu mir. Vielleicht sind sie verloren gegangen. . . . in der großen Welt geschehene Dinge, über die man nicht einmal mit sich selber sprechen darf — zu solchen gehört wohl diese Briefangelegenheit, darum still davon!

„Mein Gefühl sträubt sich gegen diesen geheimen Weg und doch ist mir jeder andere verschlossen, denn ich bin ganz fremd und einsam hier und habe keine treue Franka wie Du.

„Der Kammerdiener des Vicomte war mir bisher in tiefster Seele zuwider, es ist Etwas in seinem Gesicht, was mich mit Furcht erfüllt, aber vielleicht that ich ihm Unrecht; er übergab mir Deinen Brief mit einem so ehrerbietigen Ausdruck und erbot sich in so bescheidener Haltung zur pünktlichen Besorgung der Antwort, daß es mir das Demüthigende, gewissermaßen mit einem Diener in Einverständnis zu treten, erleichterte — vielleicht ist er auch brav trotz seiner lauernden Augen.

„Was soll ich Dir aber nun schreiben? Ich will in ein Wort zusammenfassen, was den Inhalt meiner unzähligen Briefe bildete: ich sterbe vor Sehnsucht nach Euch!“

„O Gabby, ich war gewiß so stolz und herzlos, daß ich nun so verlassen und seelenkrank in der Ferne weilen muß. Grüße, o grüße mir Alles daheim! Sag' dem armen Vater, Schwesterchen, ich sei glücklich, laß ihn nicht ahnen, daß ich es nicht bin — willst Du? Grüß ihn tausend, tausendmal

und meinen kleinen Ferenz. Grüß alle unsere Leute, auch mein Pferdchen grüße und unsere schönen, weißen Doggen und die Steppe mit Allen, was auf ihr lebt!

„Ich begreife nicht, daß ich noch lebe, daß die Sehnsucht nach Euch nicht die Fesseln bricht, die mich an dies verhaßte Dasein, an dieses Haus bindet.

„Nur ein Wesen liebe ich hier — unsere edle Kaiserin Maria Theresia. Ich wurde ihr durch die Oberhofmeisterin vorgestellt: ‚Die Tochter des edlen Grafen L. . . . ist eine Vicomtesse de Meauville,‘ fragte sie staunend, ‚wie ist das möglich?‘ Dies Wort, so verlegend für meinen neuen Namen, klang mir so ganz aus der Seele; ich konnte nicht antworten und durfte nicht, aber ich hob meine Augen zu ihr und sie sagten vielleicht, was meine Zunge verschweigen mußte, denn nachdem mich die hohe Frau noch einen Augenblick angesehen, zog sie mich an sich und küßte mich wahrhaft mütterlich auf die Stirn.

„Nicht um dieser Gnade willen lieb' ich sie, sondern. . . . doch das verstehst Du nicht, mein süßes, unschuldiges Schwesterchen! Lebe wohl und sei glücklich und grüße noch einmal Alle — Alle, auch die, welche ich nicht genannt, von Deiner Wally.“

Es war die höchste Zeit, den Brief zu schließen, kaum gestattete die immer mehr schwindende Dämmerung noch die Buchstaben zu erkennen.

Die junge Frau schloß den Brief in ein Couvert, zündete die Wachskerze an und versiegelte ihn sorgfältig; dann blies sie das Licht aus, nahm den Brief und verließ leise den Pavillon.

Sie schlug die Schleppe über den Arm, damit ihr Klauschen auf dem weichen Laube sie nicht verrathe, und während sie mit leisem Schritt den Lindengang hinaufeilte, spähte sie ängstlich nach den Fenstern des Schloßflügels, in welchem die Zimmer ihres Gemahls lagen.

Sie waren dunkel, der Vicomte also wohl in einer seiner gewöhnlichen Abendgesellschaften.

Mit einem erleichterten Athemzuge trat sie aus dem Parthor und schritt über den Hof der Rückseite des Schlosses zu. Die große Laterne über dem Portale brannte schon und warf ihr flackerndes Licht über die steinernen Stufen und über einen Theil der angrenzenden Mauer.

Zögernd stieg sie die Stufen hinan; da löste sich aus dem Schatten des Thürpfählers eine Gestalt und näherte sich ihr mit ehrfurchtsvoller Verbeugung — es war der Kammerdiener des Vicomte, der alte Mann mit den lauernden Augen. Flüchtig schaute die Vicomtesse umher — sie waren allein — da ließ sie mit abgewendetem Gesicht erst ihre Börse, darauf den Brief in seine Hand gleiten, hüchelte dann besüßelten Fußes in das Haus und durcheilte, ohne umzublicken, die verschlungenen Gänge und die Zimmerreihe, die sie bewohnte, bis sie am Ende derselben ihr kleines Boudoir erreichte, wo sie mit lautklopfendem Herzen in ihren Divan sank.

4.

Mitternacht war längst vorüber; im Palais Meauville waren alle Lichter erloschen, nur aus dem Cabinet des Vicomte fiel durch die herabgelassenen Vorhänge ein matter Schein.

Drimmen, an seinem Schreibtisch, saß Herr von Meauville noch in voller Toilette, wie er soeben aus einem kleinen Cirkel bei seinem Chef, dem Gesandten, heimgekehrt war und hielt den Brief in der Hand, den seine Gemahlin vor wenigen Stunden vertrauensvoll dem alten Kammerdiener übergeben.

Vor ihm lag die Abschrift von Gabrielens Brief und sein Auge überflog mit spöttischem Ausdruck die kindlichen Zeilen.

„Gut, Jérôme,“ nickte er dann dem seitwärts stehenden Alten zu, „schnell und vorsichtig wie immer! Du hast doch den Brief wieder sorgfältig verschlossen?“

„Gewiß, Herr Vicomte, wäre sonst die Antwort dort in unseren Händen?“

„Richtig, Jérôme, und nun zu den Ergüssen dieser zärtlichen Seele!“

Der hämische Zug um den Mund des Vicomte vertiefte sich, als er jetzt ein kleines silbernes Messer ergriff, es in der Flamme der Wachskerze heiß werden ließ, um es dann behende unter das Siegel des Couverts zu schieben.

Ohne das zierlich ausgeprägte Wappen im geringsten zu verletzen, löste er es ab und der Brief war geöffnet.

„So!“ sagte er spöttisch, „wir haben nicht umsonst in der ‚chambre noire‘ unsere Studien gemacht!“

Er las den Brief Wally's.

„Eh bien,“ murmelte er, ihn wieder genau zusammenfaltend und in das Couvert schiebend, das er dann mit Hilfe des heißen Messers kunstgerecht aufs neue verschloß, „Madame sind durch das Schicksal der früheren Briefe gewißigt und haben sich aller Kritiken, Vermuthungen und Bemerkungen über unsere geheiligte Person diesmal enthalten; der edle Vater soll sogar aus töchterlichem Zartgefühl überredet werden, die Frau Vicomtesse fühle sich ganz glücklich — das gute Kind glaubt das väterliche Gewissen bedrückt, während ich vielmehr auf Kummer um den nicht zurückgegebenen Schuldschein schließen möchte. Er glaubt nicht an die Vernichtung dieses Documentes und wagt doch nicht, es öffentlich zu reclamiren; so wird der herrliche Sitz in Zukunft dennoch mein, und der Schein bleibt in meinen Händen eine Macht, die gleich dem Schwert des Damokles beständig über dem Haupte dieses stolzen Magnaten schweben soll. . . . Sie aber, meine tugendreiche Frau Kaiserin, sollen nicht vergebens jenes Wort gesprochen haben; der Vicomte de Meauville hat nicht umsonst am Hofe des fünfzehnten Ludwig gelebt, nicht umsonst die Freundschaft der göttlichen Pompadour errungen, es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht ein Mittel finden sollte, Ew. Majestät Gnade heimzuzahlen. Du aber, Jérôme, merke auf!“ fuhr er mit lauterer Stimme fort, „diese ‚Steppenrose‘, wie Madame in ihrem halbwildem Vaterlande hieß, besitzt etwas, das mitunter die Lebenserfahrung überholt — Instinkt.“ Sie spricht nicht gerade sehr schmeichelhaft von Dir, alter Knabe, aber der Dienst, den Du ihr heute kluger Weise geleistet, beginnt ihr Urtheil zu trüben, sie ist auf dem Wege gut von Dir zu denken. Gib also Acht auf Deine falschen Augen, laß es an Ehrerbietung nicht fehlen und besorge pünktlich diese Correspondenz!“

Jérôme verbeugte sich, barg sorgfältig den Brief in seiner Brusttasche und fing mit geschickter Bewegung die Börse auf, die sein Herr mit vornehmer Lässigkeit ihm zuwarf; dann schickte er sich an, dem Vicomte bei seiner Nachtoilette behilflich zu sein.

Herr von Meauville hatte, wie er gesagt, nicht umsonst an dem Hofe Ludwig XV. gelebt, er war einer der lasterhaftesten Repräsentanten jener lasterhaften Periode. Wenn er je ein Gefühl für Tugend gehabt, so war es ihm längst schon verloren gegangen. Selbst den letzten Schimmer äußerer Ehre, den die Cavaliere jener Schule mitunter noch zu bewahren strebten, zertrat er, wo er es ungefährdet durfte.

Handlungen, die am Hofe der tugendstrengen Kaiserin verpönt waren, entzog er sorgfältig den Augen der Welt und hatte bisher mit soviel Schlaueit die Gesetze zu umgehen gewußt, daß er sich nie compromittirt hatte. Genos er nun auch keiner besonderen Achtung in den tonangebenden Kreisen, so war ihm doch auch nichts direct Nachtheiliges nachzufragen, und nur so war es erklärlich, daß der edle, aber unerfahrene Graf L., der nur selten sein schönes, einjames Schloß verlassen hatte, ahnungslos in seine Neze gegangen war.

Jérôme, sein Kammerdiener von seiner ersten Jugend an, war ein Exemplar jener Bedientenspecies, wie sie die allgemeine Corruption jener Zeit erzeugte. Angeborener Sinn für Intrigue und Habgucht fesselten ihn an den Vicomte und machten ihn zu einem treuen Berater und Helfer seiner lichtschenen Thaten.

Die Nachtoilette war beendet, die Nachlampe in dem rosig gefärbten Mabaftergehäuse brannte und der alte Kammerdiener trat nun an das große Himmelbett, in welchem der Vicomte ruhte, die rothen Damastportieren zu schließen.

„Höre, Jérôme,“ begann der Vicomte, der während der ganzen Zeit finstler geschwiegen, „hast Du den blaffen Keel, den Doctor, im Hause meines erlauchten Schwiegervaters beobachtet?“

„Wie meinen der Herr Vicomte das?“

„Einfaltspinsel, spiel nicht den Unwissenden mir gegenüber! Wir haben doch wohl genug Comödie draußen, um sie hier drin sparen zu können!“

„Nun, wenn der Herr Vicomte befehlen,“ sagte jetzt Jérôme, „ja, ich habe ihn beobachtet.“

„Und was bemerktest Du?“

„Daß er ein schöner, empfindsamer Jüngling sei.“

„Weiter!“

„Der nicht vergeblich drei Jahre mit der schönsten Dame des Landes unter einem Dache verlebt hat.“

„Das heißt?“

„Das heißt, Herr Vicomte, daß seine Augen mit heißem Schmerz, wie diese empfindsamen Deutschen jagen, an ihrem reizenden Antlitz hingen, sowie er sich unbeobachtet glaubte, daß er von Tag zu Tag blasser ward, als die Comtesse des Herrn Vicomte Braut geworden war, und daß er sich bei der Trauung nur mit Mühe noch aufrecht hielt. Daß ich richtig sah, bestätigt der Brief der Comtesse Gabriele: Er ist krank geworden — jedenfalls vom Herzweh!“ schloß der Alte höhnlich.

„Und die Vicomtesse?“ fragte Herr von Meauville lauernd.

„Nun, die Frau Vicomtesse besitzt einen Stolz, in den sich drei französische Herzoginnen theilen könnten, ohne zu kurz zu kommen — ich glaube, sie öffnete sich eher die Adern, ehe sie sich eine solche Schwäche gestattete.“

„Schade!“ lachte der Vicomte spöttisch.

„Schade?“ wiederholte Jérôme staunend, „ich meine, der Herr Vicomte, der in Paris mit den Herzen der schönsten Damen spielte wie mit Kartenblättern, hätte diesmal sein eigenes wirklich verloren.“

„Dummkopf!“ rief Herr von Meauville ärgerlich.

Der Kammerdiener öffnete weit die kleinen, lauernden Augen und starrte seinen Herrn an.

„Du wirst stumpf, Jérôme,“ fuhr dieser gelassener fort, „ich muß mich am Ende nach jüngeren und schärferen Augen umsehen.“

„Ich verstehe den Herrn Vicomte noch immer nicht!“ stotterte der Alte.

Herr von Meauville richtete sich aus dem Kissen empor. „Hast Du das böse Gemunkel über den Tod des Grafen Triebelsdorf vergessen und über den Erwerb dieses Palais?“ sagte er hastig und mit leiserer Stimme. „Es verhalte bald, Dank meiner sicheren Haltung! Wenn das Gut des Grafen L. aber jetzt in meine Hände überginge, würden die alten Gerichte wieder auftauchen, als Schwiegerjohn des Grafen hingegen sichere ich mir für die Zukunft den Gewinn meiner Geschicklichkeit.“

„Par Dieu! der Herr Vicomte müßten Minister sein,“ sagte der Alte mit tiefer Verbeugung, „Er Eminenz der selige Cardinal Richelieu hätten es nicht feiner anlegen können!“

„Laß nur, mein Freund, das war's nicht, was ich hören wollte! Weißt Du den andern Titel des Grafen Triebelsdorf?“

„Ja, er hieß auch Baron von Wieden!“

„Und wie heißt der Doctor auf dem Steppenschloß?“

„Ernst Wieden. . . .“ erwiderte der Alte wie aus einem Traume erwachend.

„Nun, Alter?“

„Ich begreife,“ entgegnete Jérôme langsam, „es ist der Sohn des Hauses, dessen Dach sich jetzt über uns wölbt — Herr des Himmels!“

„Fürchte nichts,“ lachte der Vicomte frivol, „und laß den Herrn des Himmels in Frieden, wo er ist! Ja, es ist der edle Sproß, der zur Zeit der Katastrophe noch ein Kind war und sich damals mit seinem Erzieher in Italien befand; er ahnt bis jetzt nichts, wie ich durch vorsichtige Forschung herausgebracht, aber der Zufall spielt manchmal seltsam, und besser wäre es für uns beide, wenn dieser Doctor nicht mit uns auf dem gleichen Planeten lebte; doch Geduld und Scharfsinn! Grüß Alle, auch die ich nicht genannt!“ schreibt sie. Meinst Du, sie denke dabei an ihre Tauben? Noch einmal, Jérôme, Du wirst alt! Geh' nun und laß mich schlafen — gute Nacht! Apropos, sind die neuen Karten aus Paris angekommen?“

„Ja!“

„Nun, dann trage Sorge, sie nach unserer Art zu präpariren — und nun geh!“

5.

Der Winter war vergangen, still und freudlos für Hof und Residenz, denn der Tod der schönen, jungen Erzherzogin

hatte das ganze Land in Trauer versetzt; stiller und freudloser aber noch zog er an der Vicomtesse von Meauville vorüber, deren Einsamkeit nur durch die Sehnsucht nach den Ehren und durch unbestimmte aber ängstliche Gedanken belebt war.

Herr von Meauville hatte seine guten Gründe, seine Ge-

einer treuen Dienerin war ihr gegönnt, denn ihre französische Kammerfrau stand im Solde ihres Gemahls, doch war diese Mühe vergeblich, denn die stolze Magnatentochter verschmähte eine solche Vertraute — stumm trug sie ihr heimlich Leid und mit hochgehobenem Haupte, wenngleich bleichen Antlitzes, schritt sie einher.

seinen Liebbling unglücklich wußte durch seine Schuld, und darum trugen ihre Briefe an die Schwester von nun an das Gepräge heiterster Ruhe.

Er sollte nicht ahnen, daß sie ihren Gemahl noch ebenso verabscheute, als an jenem Tage, da er zum ersten Mal ihr väterliches Schloß betreten, daß Mißtrauen und Argwohn



Langweile. Originalzeichnung von Ernestine Friedrichsen.

maßin soviel nur immer möglich zu isoliren. Außer der unerläßlichen Vorstellung bei Hof waren nur die nothwendigsten Visiten bei dem Botschafter und den hervorragendsten Familien der Gesandtschaft gemacht und empfangen worden; die Rücksicht auf die Hoftrauer verbot große Gesellschaften und die wenigen kleinen Circel, die man sich gestattete, besuchte Herr von Meauville nach wie vor allein, da die Vicomtesse zu seinem größten Bedauern, wie er stets versicherte, durch ihre angegriffene Gesundheit ihn zu begleiten verhindert sei. So war sie ganz, ganz einsam, nicht einmal der Trost

Nur ein „Tröstlein“ war ihr geblieben, Dank dem bieder, alten Jérôme — diesem Muster von Ehrerbietung, Treue und Pünktlichkeit! Gar oft flog die Briestaube von der fernen Haide daher, fand unbehindert den Weg in Wally's schönes, trauliches Cabinet und trug nach wenig Stunden stets ein Delblatt zurück zum Steppenschloß, denn Wally's zärtliches Herz wollte das kindliche Opfer vollständig bringen. Sie wollte dem geliebten Vater auch den Frieden seines Herzens wiedergeben, den er nicht finden konnte, so lange er

unbestimmt, aber quälend sie erfüllten, und daß ihre Beziehungen so fremd und kalt blieben, wie es bei der Etikette eines vornehmen, französischen Haushaltes nur immer möglich war. Nun war es Frühling geworden; die Erde schmückte sich mit frischem, grünem Kleide und in dem alten Parke des Palais Meauville sprangen die Knospen an Baum und Strauch. Langsam, anscheinend nur die neuwachende Herrlichkeit genießend, kam die Vicomtesse den Lindengang herab; ihr scharfes Auge hatte den Vicomte am Fenster seines Arbeitszimmers, das nach dem Parke hinausging, erspäht, und sie

mühte sich deshalb, ihre wogenden Empfindungen hinter ihrem gewöhnlichen, ruhigen Ausdruck zu verbergen — eine schwere Aufgabe, denn nach ungewöhnlich langer Zwischenpause war der ersehnte Brief aus der Heimath endlich angelangt und vor wenig Minuten von dem alten Kammerdiener ihr übergeben worden.

Nun hatte sie den Pavillon erreicht, vor dessen Fenster sie an jenem Abend so sehnsüchtig voll hinausgeblickt in die fernverbämmerte Ebene; sie schloß wieder sorglich die Thür, zog dann das Schreiben aus der Tasche und erbrach es in zärtlicher Hast.

„Liebste, traueste Wally,“ schrieb Gabriele, „zürne nicht ob der Verspätung dieser Zeilen; ich hoffte, Doctor Wieden solle sie Dir selbst überbringen, denn er geht in diesen Tagen nach Wien, aber er hält es für besser, Dich vorher davon zu unterrichten.“

„Er wird mündig gesprochen und sein Oheim hat ihm zu diesem Zeitpunkt Papiere aus dem Nachlaß seines Vaters zu übergeben — deswegen verläßt er uns auf kurze Zeit.“

„Seit Papa so zurückgezogen lebt und unser schönes, altes Schloß so still geworden ist wie ein Grab, ist er gegen Doctor Wieden wie ein Freund — ich glaube, er gibt ihm viele Aufträge an Dich. Ach, wäre ich doch an Wieden's Stelle, könnte Dich sehen und mit Dir plaudern, Dir zu sagen, wie Du uns fehlt zu jeder Stunde und an allen Orten, Du unsere schöne Steppenrose!“

„Selbst die Haide grüne dieses Frühjahr nicht so schön, aus Kummer über Dein Fernsein, meint Janos, Dein Liebster, der alte weißköpfige Hirt; er küsse den Saum Deines Gewandes, sagte er gestern, und wollte das schönste Füllen aufziehen für Deinen Marstall in Wien.“

„Lebe wohl nun, Geliebte, wie freue ich mich auf des Doctors Rückkehr und auf seine Berichte von Dir meiner süßen Schwester.“

Deine Gabby.

„P. S. Soeben bittet mich Doctor W., Dir zu melden, daß er nächsten Montag in Wien eintreffe und um Erlaubniß bitte, Dir in den nächstfolgenden Tagen seinen Besuch machen zu dürfen.“

War's der Glanz der Frühlingssonne, der das schöne Angesicht der jungen Frau jetzt verklärte?

Ein freudiges Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie hinüberschaute über die Donau auf die lenzegrüne Ebene, und es schwand nicht, als sie dann träumerisch langsam den Lindengang hinaufwandelte dem Schlosse zu. Sie dachte jetzt nicht an den Vicomte, der hinter den Fenstervorhängen verborgen ihrer Rückkehr harpte, und beim Blick auf ihre freudestrahlendes Antlitz heimlich mit den Zähnen knirschte — sie dachte nicht an irgend eine Gefahr, die hier lauern könne — sie dachte in Freud und Leid der Heimath, aus der ihr Gruß und Botschaft nahte.

(Schluß folgt.)

Eine Bergbahn.

In frühesten, längst verrauchter Jugendzeit war ich so glücklich, einen trauten Freund zu besitzen, der meine ganzen Sympathien besonders deshalb sich erworben, weil sein Denken und Fühlen der Poesie, dem Idealen zuneigte. Verhältnisse riefen ihn fort. Nach Jahren erst durfte ich wieder seine Hand drücken. Doch wie fand ich den Zurückgekehrten verändert. Das Geschäftsleben hatte seinen unheilvollen Einfluß geltend gemacht; aus dem Schwärmer, dem für Großes und Schönes Begeisterten war ein Alltagsmensch, ein kalfinniger, realistisch denkender Speculant geworden. Der Edelstein hatte sich in einen Kiesel verwandelt. Bitter enttäuscht zog ich mich zurück und legte Trauer an um den verlorenen Freund.

Dieselbe schmerzliche Erfahrung mußte ich mit meinem Lieblingsberg, dem Rigi, machen. Auch ihm hatte ich Decennien gehuldigt, ohne zu ahnen, daß er eines schönen Tages seine Flanken — wie ein geborstenes Geschir — mit Eisenbändern umgürten, seine lauschigen Schluchten und stillen Matten dem geräuschvollen Treiben einer Bahnrabahn öffnen und seinen wolkentragenden Gipfel mit einem Bahnhof krönen lassen würde. Als das Unglaubliche geschah, schien mir die hehre Natur durch profane Technikerhände entweiht, die heilige Einsamkeit des Berges vom Schnauben der Locomotive gewaltsam gestört. Keine Trostgründe hielten vor. Mochte man mir auch sagen, daß die Neuerung im Interesse des Verkehrs freudig begrüßt werden müsse, daß es poetischer sei, mit dem Adler zu fliegen, als mit der Schnecke zu kriechen und daß der weithin schallende Pfiff des Dampfrosses auf der Rigihöhe unlegbar einen neuen, großen Sieg des Menschengewisses über die Materie verkünde, nichts konnte mir die geraubte Illusion ersetzen.

Leider ist jedoch die Rigibahn eine vollendete Thatsache, die sich mit elegischen Seufzern nicht so leicht escamotiren läßt. Auch ich muß mich, wohl oder übel, in das Unvermeidliche fügen. Und wie weit dies geschah, mögen die folgenden Zeilen beweisen, in denen ich — um meiner schweren Pflicht als Schriftsteller zu genügen — die bemätkelte Bahn sogar als bequemen Stoff für einen kleinen Aufsatz benutze. Man sieht, in welche Widersprüche das Schreiben uns liebe, tägliche Brod uns Arme verwickeln kann . . .

Wenn ich von der neuen Rigibahn spreche, so ist natürlich nur die im Juni v. J. eröffnete Strecke Arth-Staffel gemeint. Die Erstgeborene dieses eisernen Diosturenpaars, die Linie Bignau-Kulm wird bereits seit mehreren Jahren befahren und ist durch Wort und Schrift in weitesten Kreisen zu Ruf gelangt. Meine Beschreibung wird sich also nur auf die jüngere Schwester, die 11 Kilometer lange Bahn von Arth hinauf und bis zu der Stelle erstrecken, wo die Linien sich vereinigen und dadurch nicht allein eine Fahrt auf der einen Seite empordrückt und auf der andern hinab ermöglichen, sondern auch durch das Theilstück Kaltbad-Firch-Scheidegg — allerdings nicht sehr devot — eine Excursion per Dampf auf dem altersgrauen Rücken der „Königin der Berge“ gestatten. Doch nun zur Sache.

Haben wir im freundlichen Arth das schmucke Dampfboot verlassen, welches uns über den lieblichen Zugersee trug, dessen blaue Futhen das mächtige Piedestal des Rigiwasserspiegels bilden, so erblicken wir dicht am Gestade den primitiven Bahn-

hof. Die eigenthümlich construirte Locomotive ist geheizt, die eleganten, glastafelartigen Wagen sind zu unserer Aufnahme bereit. Anlage und Betrieb der neuen Bergbahn wurden genau nach den bekannten Grundfäzen geregelt, welche die Bignauer Linie adoptirte. Nur die Locomotive ist verbessert und erzielt eine größere Fahrgewindigkeit. Hier wie dort sitzt der Passagier rückwärts und der Waggon wird von der Locomotive aufwärts geschoben, abwärts gestützt. Vom Bahnhof Arth zieht sich die Bahn das Thal entlang durch Obstwälder und blumige Wiesen nach Oberarth, der künftigen Gotthardbahnstation. Es beginnt die Steigung, welche an einzelnen Stellen 25% beträgt. Die Trasse überschreitet auf eiserner Brücke den Abach, passirt den Mühlesluchtunnel und durchschneidet alsdann das kolossale Trümmerfeld, welches der Sturz des Rofberges am 2. September 1806 erzeugte. Unter den weithin zerstreuten Nagelsluchbrocken — mächtigen Grabsteinen — liegen vier Dörfer und 457 Menschen verschüttet. Hinter Goldau legt die Bahn auf imposantem Viaduct über die Schwyzer Landstraße. Die granitnen Stirnen der Unterlager und Dämme, vor Jahrtausenden von Gletschern zurückgelassene Blöcke, machen den Eindruck cyclopischer Construction und unzertörbarer Festigkeit. Wer hätte je geträumt, daß diese plumpen Zeugen längst verjüngter Perioden, diese Mammuthe unter den Steinen sich einst zur zierlichen, moosartigen Mauer fügen würden, um die Locomotive zu tragen? — Nun klettert der Zug in gewagten Kurven am nördlichen Abhang des Rigiaberges empor. Tief unten liegt Goldau und Arth in prangende Gärten gebettet. Je höher man steigt, desto mehr erweitert sich der Horizont und desto deutlicher treten unten grüne Gefilde, glänzende Seebecken und oben die Gipfel und Firnen der Alpen hervor. Plötzlich nimmt uns kühler Waldschatten auf, traulich flüstern die Fichten und Buchen ob unsern Häuptern. Wir nähern uns der Kräbelwand, einer tausend Fuß hohen und fünfzehnhundert Fuß langen, steilen Felsenmauer, in welche die Bahn eingesprengt ward. Links öffnet sich der Abgrund, in dessen vor riesigen Tannenästen erbarmend verdeckter Tiefe ein wilder Bergbach stürzt und tost. Rechts stürzen silberne Wasserfälle von schwindelnder Höhe herab; ihr Rauschen vermischt sich mit den Stoßseufzern der Locomotive. Die Partie an der Kräbelwand — von der unsere Beschreibung schwachen Abdruck gewährt — ist ein Glanzpunkt im gesammten Eisenbahnsystem und dürfte ein Gegenstück nur in den großartigen Bauten der Pacificbahn bei ihrem Ueberkreuzen der Sierra nevada finden. Beim Verlassen der düstern Felsenklause und noch im Anstaunen des gigantischen Kunstwerks begriffen, werden wir durch ein wunderbares Aussichtsbleau in Entzücken versetzt. Es bietet sich ein ausgebehrter Blick auf den idyllischen Lowersee und die romantische Insel Schwanau, die weißgetünchten Häusergruppen des Fleckens Schwyz von den kahlen Mythenstöcken überragt, und rechts auf die Veteranen der Glarner und Nuottathaler Alpen; zur Linken droht der verderbliche Rofberg; noch ist deutlich die Bahn des Berggutes zu erkennen, unten sorglos hingelagert die schmucken Dörfer Goldau und Arth, deren sonnige Gelände den poetischen Zugersee — die kostbarste Perle der blühenden Landschaft — einrahmen. Die Natur scheint mit mütterlicher Vorliebe auf dieser Prachtstätte alles Augenbethörende zusammengedrängt und ihren ganzen fesseln- den Zauber entfüllt zu haben. Diesem Dorado entwindet sich die Bahn, indem sie durch mehrere Tunnels, auf untermauerten Dämmen und über waghalsige Brücken mit hochstrebenden Pfeilern, der eingeschluchteten Station Klösterli „Maria zum Schnee“ zueilt; hier wird bereits die weiltänfige Hotelcolonie auf Kulm sichtbar. Den Bergabhang entlang, duftende Matten kreuzend, weidende Heerden aufsteigend, erreicht der Zug bald Rigi-Staffel, mündet hier in die Bignauer Linie ein und bereitet dabei eine Ueberraschung, wie sie bewältigender nicht gedacht werden kann. Ein Stoß der Maschine, eine letzte leichte Höhe, und wie durch Zaubererschlag öffnet sich uns die bisher neidisch verhüllte Aussicht von der südwestlichen Seite des Berges. Am jähen Abhang leuchtende Parcellen des classischen Vierwaldstättersee's. Darüber hinaus langgestreckte Ebenen, überreich an Dörfern und Wasserbecken, in duftiger Ferne vom verblauenden Jura begrenzt. Und gleich gespenstiger Phantomen entsteigen der Tiefe die vielgepreißen Riesen der Berner Oberländer Alpen, der finstere Mönch, die silberglänzende Jungfrau, der schroffe Eiger, die starken Schredhörner, im imposanten Halbmond von ihren eisgepanzerten Trabanten umlagert. Ringsum prunkende, lichtvolle Landschaft, weiter ätherischer Horizont. Bald erreicht die leuchtende Locomotive den Bahnhof von Rigikulm. Die ganze Fahrt währte 1 1/2 Stunden. Wenige Schritte noch und wir stehen auf dem abgelauchten Plateau, von dessen Belvedere man Dasjenige als volles, blendendes Ganze überblickt, was sich auf der Bahn nur als Stückwerk bot.

Und so wüßte ich zum guten Schluß Jedem nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die pecuniären Mittel, um wenigstens einmal in diesem kurzen, armen Leben auf den modernen Sinai gelangen und auf seinem geweihten Scheitel schwelgen zu können. Glückt auch kein Busch und leuchtet keine Feuerfäule, man wird dennoch wonniglich durchschauert an die heilbringende Nähe des Ewigen gemahnt!

A. v. B.*)

*) A. v. B. — Koch v. Berned in Zürich — der Verfasser dieses, wie der früheren Aufsätze über „Pilatus“, „Agenstein“ und „Luzern“ ist Redacteur des bekannten Reisehandbuchs „Schweiz“, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, wie wir auf mehrere Anfragen gern bekannt geben.

Ein Kinder-Bazar.

Von Emilie Bach.

Die Stadtpost in Wien war Mitte März stark in Anspruch genommen.

Gelbe und grüne Postmarken spielten auf offenen und geschlossenen Concerts, die nach allen Richtungen der Windrose unsere Kaiserstadt durchflatterten, eine große Rolle, und als ich selbst solch ein Billet entfaltet hatte, enthielt es eine gedruckte Einladung folgenden Wortlauts:

„Donnerstag den 16. März von 3 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends und Freitag den 17. März von 10 Uhr früh bis 8 Uhr Abends findet in den Blumensälen ein großer Bazar statt.“

Wir haben Verkaufsbuden und reizende Gegenstände zum Verkauf.

Bitte, kommen Sie und kaufen Sie uns etwas ab!

Der Erlös ist für verlassene Kinder bestimmt, für welche Kinderfreunde sorgen wollen.

Wir haben uns bemüht und Manches, was verkauft wird, selbst gefertigt. Nicht wahr, Sie kommen?

Ich verkaufe in der Bude Nr. 1V, von 10 bis 1 Uhr.“

Unterzeichnet war: Marie S.

Nur mit Mühe hatte ich unter dem ernsthaften Namen „Marie“, der mit sicherer Hand unter die Druckchrift gesetzt war, meinen kleinen Liebling „Mirzi“, die liebliche Tochter eines befreundeten Hauses, erkannt. —

Natürlich mußte ich kommen, sehen, kaufen!

Wie stand sie da, ernsthaft und gravitätisch, meine kleine Freundin und sah mit ihren klugen Augen mich so rührend bittend an. Hatte sie doch auch lockende Waare zu Markte gebracht! Bilderbücher diverser Formates und Inthales, für die sie wortlos und doch so beredt Reclame machte.

Dieß sie doch zuweilen, unbekümmert um das sie umwogende Drängen der Besucher, Beschauer und Käufer, ihre Blicke verstoßen ins Innere solch einer mit Buchdeckeln umhüllten Märchenwelt schweifen, und vergaß darüber das laute, aber kaum so überzeugende Anpreisen ihrer Waare.

Nebenan machte ein kleiner, englischbäuer Blondkopf seine Sache energischer. Herzhaft bot er mir den netten Strauß von grünem Blattwerk zum Kaufe an und nur die Preise waren dem kleinen Manne — dem echten Künstlerblut — nicht recht geläufig. „Einen Kreuzer“ forderte er an einem Tage, an einem Orte, wo der Gulden so ziemlich für die kleinste Münze galt, und willig auch für ein grünes Sträußchen, für eine frische Blume bezahlt ward.

Die kleinen Blumenhändler an der bekränzten „Bude“ im Mittelpunkt des Saales erzielten auch sehr raschen Umsatz und mögen die Treibhändler ihres Papa wohl arg geplündert haben. Die meisten männlichen Besucher steckten die rothe Camelie ins Knopfloch, als Beleg dafür, daß sie ihr Opfer am Altar der Nächstenliebe bereits dargebracht hatten; die Damen trugen ihre Einkäufe, in allerlei Nippes bestehend, die Kinder Spielzeug in den Händen und der galonirte Diener, der die Jaquette nachtrug, der Dienstmann, der die erpandenen Waaren nach Hause schaffte, sie traten nur sporadisch auf, denn der eleganten Welt, die jene Räume füllte, schien eine ansehnliche Birde „de rigueur“.

So drängte, schob und mischte sich die Menge der Besucher in den geschmückten Sälen unter heiteren Klängen der Militär-Kapelle, hier bunte Gruppen bildend, dort zu dichtem Knäuel gefügt, und zwischendurch hüschten geschmückte Kindergestalten, zierliche Blumenmädchen, niedliche Bäckergungen und boten ihre Waare mit ernsthaftem Eifer zum Kaufe an. Was auch vom pädagogischen Standpunkt gegen die Costümierung der Kleinen zu sagen wäre, hier verstumte die Kritik und rührend klang aus dem Munde kleiner ambulanten Händler die ernsthafte Versicherung: „Das Geld ist für arme Kinder bestimmt und Sie können mir auch mehr geben.“

Freitag Mittag erreichte das Fest seinen Höhepunkt, als der Kaiser unter den rauschenden Klängen der Volkshymne die Säle betrat.

Aus der Hand eines Kindes nahm Se. Majestät ein Blumenbouquet entgegen und schritt dann, von Frau Dumba, Gemahlin unseres Reichsrathsabgeordneten, ferner von den Vorsitzenden des Vereins der Kinderfreunde, von Frau Meynert und Frä. Müller geleitet, die Reihe der Verkaufsbuden entlang, überall Halt machend, da ein freundliches Wort, dort einen huldvollen Gruß spendend, überall bemüht, die duftigen Blumenpenden, die ihm von Frauen- und Kinderhand geboten wurden, mit herzzgewinnender Freundlichkeit in Empfang zu nehmen.

Im Zelte 4 reichte ein beherztes Fräulein dem Kaiser ein Blumenkörbchen, das er annahm und mit 100 fl. bezahlte ließ, gleiche Preise gewährte er für eine Virginia-Cigare und an anderer Stelle für ein Bonbon, das eine liebliche kleine Verkäuferin ihm anbot.

Von der Höhe der Gallerie überblickte der Kaiser noch das bunt bewegte Bild, das die Säle boten, und während begeistert, vielstimmiger Hochruf von unten emporschallte, schied er mit den Worten: „Sie können mit dem Erfolge sehr zufrieden sein. Es hat Mich sehr gefreut!“ von den ihn geleitenden Ehren Damen.

Der Verein der Kinderfreunde hat mit dem Bazar einen Ertrag von 20,000 fl. erzielt, welche dem Kinder-Asyl in Billingsdorf, einer der schönsten Stätten werththätiger Nächstenliebe, zu fatten kommen.

Das Asylhaus umfaßt bereits eine Schaar von mehr als 30 jener armen verlassenen Kinder, die bei der Geburt schon vater- oft auch mütterlos, sonst hinausgestoßen werden in die liebeleere Fremde.

Ein Vaterhaus ist es, das der Verein den Kleinen da errichtet hat, ein Heim, in dem ein waderer Lehrer als „Vater“ über Allen waltet, wo seine Gattin als „Mutter“ für Alle wacht, wo treue Kindergärtnerinnen ihres Liebesamtes pflegen, und was der Verein den Kindern bietet, die keiner Familie angehören, und die in diesem Heim zu bleiben haben, bis sie herangereift sind, um hinauszutreten in das Leben, ist nicht nur leibliche Nahrung und Pflege, Erziehung und Unterricht, es ist der sittigende Einfluß der Familie.

Und so hat der Verein auch Gönner und Freunde in allen Kreisen der Bevölkerung gefunden — Teilnehmer an seinem Kinderfeste war „ganz Wien“.

Plaudereien.

Eine eigene Constellation der Umstände hat, während die Frühlings-sonne ihre ersten milden Strahlen vom blauen Himmel herunterläßt, die drei größten deutschen Tragöddinnen der Gegenwart in Berlin zusammengeführt und die deutsche Reichsmetropole konnte daher den seltenen Genuß haben, Marie Seebach, Charlotte Wolter und Clara Biegler gleichzeitig nebeneinander, wenn auch auf verschiedenen Bühnen, in künstlerischem Wettstreit wirken zu sehen. Ueber die Trägerin des erstgenannten Namens würden wir unseren werthen Leserinnen kaum etwas sagen können, was sie nicht längst schon gehört. Marie Seebach hat auf ihren Gasttours weit und breit einen Rufm geerntet, wie nur sie die große Tragöddin der Franzosen: die Rachel oder deren italienische Rivalin: Adelaide Ristori.

Ihr Genius hat, um einen Hauptzug zu erwähnen, die Goethe'schen weiblichen Gestalten, wie Gretchen, Clärchen, und neuerdings „Stella“, deren Natürliebe, Leidenschaft und Tragik mit einer so wunderbaren Meisterhaftigkeit, mit einem so real-idealen Zauber auf den weltbedeutenden Brettern verlorpert, daß man vergeblich im weiten Bereich der schauspielerischen Schöpfungen dem Neuklassischen anfinden würde. Clara Ziegler genießt unter den genannten drei Künstlerinnen den jüngsten Ruhm. Ihrer Vorbeeren sind nicht minder viele, und da auch diese Tragödin, früher dem Personal des Münchener Hoftheaters angehörig, später es vorzog, nur als Gast zu erscheinen, bald am Rhein, bald an der Elbe oder Spree, an der Harz oder an der Donau, so ist man auch in jeder Gegend, wo deutsch verstanden wird, über die künstlerische Bedeutung dieser Tragödin einig. Ihre imponierend heroische Gestalt, dazu die herrlichste, modulationsreichste, den zartesten Empfindungen, wie dem Sturmesbrausen gewaltiger Leidenschaft dienende Organ, die außerordentliche Plastik im Spiel, die Kunst stilvoller Gewandung und der Reiz declamatorischer Tonfarben concentriren Clara Ziegler's höchste Wirkung in Charakteren von antiker Größe. „Medea“, „Pygmalion“ bilden unter anderen die schönsten Blätter ihres Chyrenkranzes. Im Geist, genialer Schaffungskraft und poetischem Ausdruck steht Marie Seebach weitaus voran; in den herrlichen Naturmitteln besitzt Fräulein Ziegler ihre höchsten Triumphe. — Charlotte Wolter, die dritte in unserem Künstlerreigen, ist berühmt, wie ihre Rivalinnen, aber nicht so populär, und das besorgende Porträt

glänzenden, den höchsten Kreisen angehörenden Versammlung vollzogen. Die Braut trug ein weißes Füllkleid mit bescheidenem Aufputz von einigen Orangebouquets, das reiche Haar war mit einem langen Bräutler Schleier bedeckt. Zur Linken der Braut stand deren Mutter, eine noch junge und schöne Frau, neben dieser die Schwester der Braut. Während hundert zehn Sänger die Psalmen David's ausführten und Faure das Gebet Moses sang, wurde für die Armen gesammelt; acht junge Damen aus der Familie Rothschild waren die Almosenierinnen und brachten die Summe von 7000 Franken zusammen. Das Trauungsdocument ward von den dabei Beteiligten mit einer Gold- montirten Straußenfeder unterschrieben.

Die Königin von Holland, welche jetzt in Paris verweilt, arbeitet an einem Werke, das Land und Leute an der Südküste Frankreichs zum Gegenstande hat. Königin Sophie (Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg) ist eine begabte Schriftstellerin und seit zehn Jahren bereits eine geschätzte Mitarbeiterin der Revue des deux Mondes.

Vor einigen Monaten bemerkte eine in der Pariser fashionablen Welt wohlbekannte Dame in den Champs Elysees einen Affen, der in äußerst drohlicher Weise für seine drehorgelpielenden Herrn Geld einzunehmen verstand. Die Marquise fand so viel Gefallen an dem netzlichen Thier, daß sie es von seinem Besitzer erstand und gleich mit sich in ihre Wohnung nahm, wo sie es zierlich kleidete und seine Dressur sich angelegen sein ließ. Einige Wochen darauf empfing die Dame in ihren Salons eine größere Gesellschaft. Das Aeffchen war das Wunder der Soirée und sein musterhaftes Benehmen trug ihm viele Liebhosungen, seiner Herrin nicht weniger Complimente ein. Im Verlaufe der Soirée setzte sich eine junge Dame an den Flügel und trug ein kleines Lied vor, das sie selbst begleitete. Kaum hatte sie geendet, so ergriff der Affe, eingebend der früher in den Pariser Straßen geübten Praxis, ein in seiner Nähe liegendes Notenblatt, knitterte es in Hutform zusammen und machte, zum Schrecken der Marquise und zum Ergötzen ihrer Gäste, die Sammelrunde bei sämtlichen Anwesenden. Nachdem er seinen Umgang vollendet, sprang er der lachenden Sängerin auf den Schoß und schüttelte den Inhalt seines improvisirten Huts vor ihr aus. Wie man sich denken kann, ergab die originelle Sammlung eine ganz ansehnliche Geldsumme, die selbstverständlich einer wohltätigen Anstalt überwiesen ward.

In der amerikanischen Stadt Ulica fand kürzlich eine Kinderschau statt, bei welcher die Preisrichter in eine eigenartige Verlegenheit geriethen. Es hatten sich nämlich 19 Mütter mit 19 Kindern eingefunden und jede Mutter, wie dies selbstverständlich ist, hielt ihren Liebling für das schönste und vollkommenste Kind. Und wirklich waren alle 19 concurrirenden Babies so hübsch und wohlgenährt, daß jedes zur Prämiation berechtigt erschien. Aber nur drei Preise waren ausgelegt. Unter Rath war um so theurer, als das gesammte Damenpublicum für die 19 ehrgeizigen Mütter Partei nahm. Nach langer, erster Berathung einigte sich die Jury zu dem salomonischen Beschlusse, aus eigenen Fonds die Mittel aufzubringen, um jedes der 19 Kinder mit einem Preise bedenken zu können. Es ist dies vielleicht die einzige Exposition, in welcher die Hoffnungen sämtlicher Aussteller sich realisirten.

Unsere Illustrationen.

Neben der Goldwage ist die Poesie nicht zu finden, zweifellos. Verstand und Herz sind hier oft in hartem Widerspruch. Mit orientalischer Vorsicht prüft der Pfandhändler den Werth des glänzenden Metalls, taxirt er den Gold- und Silberwerth schöngeformter Schmudobjecte; der zu erzielende Gewinn ist sein Hauptzweck, diesem Zwecke dient Alles, wie es auch sonst das Herz errennen mochte. Blühender Reichtum häuft sich in Laden und Kammer auf. Lockt er durch seinen inneren Zauber, durch seine Formen Schönheit das Auge des Büben, erregt er das Interesse des Mädchens? Bewahre! Sorglos tändelt die junge Welt, mit blöder „Langweile“ und vorläufiger „Geschäftslosigkeit“ in das Leben hinein. Sie hat keine Noth, ihr droht kein Kummer, aber auch die wahre Poesie des Lebens blüht ihr nicht.

Auf unserem ersten Bilde erwartet sehnsuchtsvoll — vielleicht auch kummervoll, ein Kind des Volkes seinen Geliebten. In dieser armen Hütte wohnt doch — das reichste Herz. Ich kenne ein altes Volkslied. Vielleicht tönt es leise im Gemüth der jungen Schwärmerin an:

Die Liebe, mein Gott, die Liebe,
Wer sie den Leuten wohl gab?
Es warf doch nicht wie ein Sternlein
Des Nachts sie der Himmel herab?
Ich ahn' es, die Lieb' ist das Rauschen
Des Wassers im Felsenquell;
Ich fühl' es, die Lieb' ist das Dufte
Der Rosen im Walde so hell.

Möge dieser schönen Maid der Schmerz des Lebens erspart bleiben und das Lied ihrer Liebe nicht mit den Worten enden:

O spiele mir ein Lied, recht traurig,
Das sich an's Herz festklammernd schmieg
Und forthat durch mein ganzes Leben,
Bis es mit ihm zugleich verieg!

Die Mode.

Die Bemühungen der Fabrikanten, sowohl durch neue Farbenstellungen, als auch durch Varianten im Gewebe die Aufmerksamkeit der Käufer auf ihre Produkte zu lenken, haben eine außerordentliche Mannichfaltigkeit unter den Stoffarten herbeigeführt und ungeachtet der vorgeschrittenen Saison erscheinen noch täglich Neuheiten, die dem Verlangen nach leichteren Toiletten entsprechen. Besonders und sehr gerechtfertigte Nachfrage wird dem Alpaca zu theil, dessen praktische Vorzüge zur Haus- und Promenadetoilette zwar längst bekannt sind, durch hübsche Dessins aber das Interesse immer von Neuem anregen. Den grauen Fond derselben durchziehen breite Streifen einer dunklen Farbe: Braun, Grau, Blau etc., zwischen denen contrastirende schmale Streifen, ähnlich den Notenlinien, die neutrale Farbenstellung beleben.

Einfarbige, mit dem Fond übereinstimmende Stoffe, find nicht nur zu diesen verschiedenfarbigen Alpaca's, sondern auch zu den Phantastegeweben vorhanden, welche letztere mit damastähnlichem Muster (Farbe auf Farbe) vorzugsweise zu Ueberkleidern Verwendung finden.

Auch Leinen- und Barchassestoffe haben ähnliche ramagirte oder gestreifte Dessins in gedämpften Farben, die mit einfarbigen, nach dem vorherrschenden Farbton ausgewählten, gleichartigen Stoffen assortirt werden.

Für nicht mehr salonzfähige Seidenleider bietet sich durch die gasartigen Gewebe eine zeitgemäße Aushilfe. Mit einer staunenswerthen Beharrlichkeit beherrscht die Cremefarbe wie alle anderen, so auch diese Stoffarten, deren Verschiedenartigkeit in den Mustern durch das Gewebe und das zu demselben verwendete Material vermittelt wird. Es besteht aus Wolle, Seide oder Zwirn, und zeigt leichte, nebartige, canesähnlich gegitterte, streifige, ramagirte oder reliefartig hervortretende Dessins.

Bei unbeschränkter Farbenwahl gibt man zu cremefarbenen Ueberkleidern den rosa oder hellblauen Seidenleidern den Vorzug; schwarze, durchsichtige Gewebe gleichen Genres trägt man nur über schwarzen seidenen Unterkleidern.

Bezüglich der Schnittformen darf das lange, prinzipförmig geschnittene Ueberkleid, die Polonaise, das man entweder mit schräg übertretendem Vordertheil an der Faltendraperie der hinteren Bahnen, oder gradlinig in der vorderen Mitte durch dicht aneinander gestellte kleine Knöpfe schließt, als das weitaus bevorzugte bezeichnet werden.

Die Varianten der hinten, 15 bis 20 Cent. unter der Taillienlinie anschließend, fortlaufenden, alsdann drapirten Rückenbahnen sind so zahlreich,

als die Roben selbst, da sich die Modisten bemühen, bei jedem neuen Arrangement ihren Ideenreichtum zu documentiren. Neben dieser Vorliebe für Ueberkleider findet aber auch die Kürztaillie mit langer Tunika, nach wie vor, eine gleiche Berücksichtigung.

Als Reifeostium für wanderlustige Touristen erweist sich der melirte, tüchähnliche englische Stoff, der allen Fährlichkeiten widersteht und trotz seiner Einfachheit distinguirt erscheint, als praktisch. Der Rod dieses Costüms ist nur mäßig lang zu schneiden; die Tunika, welche vorn, seitwärts oder hinten zu schließen ist, erhält eine einfache, durch Rüge und Bänder herzustellende Draperie. Als Taille dient eine Art Paletot aus demselben Stoff, der entweder vorn sackförmig und hinten halb anschließend, oder hinten und vorn der Figur fest anliegend und mit Gürtel getragen wird.

Für den Bade-Aufenthalt fertigt man, als Vervollständigung schwarzer und farbiger Seidenroben, Ueberkleider aus starkem Tüll oder Gaze an, welche in vortheilhafter Weise den Garderobebestand vermehren, ohne dem entsprechenden Ausgaben zu bedingen. Schwarzer, sogenannter Erbstüll wird zur Tunika und ärmellosen Kürztaillie verwendet, auf dem Fond mit breiten und schmalen Mohair-Borten, am Rande mit Spitzenrüschen und Schlingen aus Wolle garnirt.

Ueberkleider ohne Aermel aus schwarzer Gaze werden mit Schleifen aus Grosgrainband und seidenen Spitzen auf der Draperie der Schoßtheile, auf den Taillen und am Aufsenrande befestigt. Trotz des intensiven, dem Metall unglünstigen Tageslichtes verziert man diese zur Garnirung verwendeten schwarzen Spitzen mit feiner Goldschmür, welche den Dessignaturen derartig in fortlaufenden Windungen anzunähert ist, daß sie den eingewebten Blumen oder Blättern als Einfassung dient.

Bei den crème- oder cera-farbenen Gazeleidern ist bezüglich der Ausschmückung derselben der Phantasie ein weites Feld eröffnet. Blühes aus hellblauem Leinentoff, an einer Seite mit rothen, an der anderen mit blauen oder weißen Languetten begrenzt, bilden den Abschluß der Aermel, der Rod- draperie sowie des unteren Randes am Ueberkleide. Rote Grosgrainrüschen, in der gedämpften Nuance des Cardinalroth, erhöhen den Effect der Verzierung. Die leichten Umhänge aus schwarzem Seidentoff oder Kaftmir erhalten durch Zwischenfäse oder durch Randgarnierungen aus starkem Tüll, welche gradlinig mit feinen Rigen befestigt, ein durchsichtiges Dessin bilden, einen hübschen, sommerlichen Anspuch.

Als eine Reminiscenz längst vergangener Tage tauchen von Neuem die Spitzen-Charpes auf, die circa 1/2 Meter breit und 2 1/2 Meter lang, als zweckentsprechende Umhüllung dienen.

Unter den Hüten scheint man sich für Bade- und Landaufenthalt dem groben, mit Felblumen garnirten Geflechte zuzuwenden, während die Promenadetoilette in der Stadt Bast- und Strohhüte mehr Berücksichtigung finden. Der randlose Baby-Hut aus Tüll oder hellem Seidentoff empfiehlt sich als ein eleganter, rundum mit Blüthenkranz und Spitzen begrenzter Koppschmuck zur Bistentoilette.

Veronica von G.

Wirthschaftsplaundersien.

Weinprobe. Diese Probe eignet sich vorzugsweise, um Zuckerzusatz zum Weine sofort zu erkennen, gibt aber keinen Anhaltspunkt zur Erkennung künstlich gefärbter Rothweine. Man verfährt auf folgende Weise: Ein Arzneiglas, welches etwa 50 Gramme Wasser faßt, wird irgendwie hergerichtet, daß es eine beliebige Zeit hindurch, die Dichtung nach unten, aufgehängt werden kann. Mit Vortheil bediene ich mich hierzu eines am unteren Theile des Glases angelegten Kautschulringes, an welchem drei Schmirle befestigt sind, deren zusammengeknüpfte Enden, beim späteren Umstürzen des Glases, oben an einem Haken aufgehängt werden können. Man füllt hierauf das Glas mit dem zu prüfenden Weine, schließt mit dem Finger, und bringt es, die Dichtung nach unten, in ein untergekeltes größeres Gefäß mit Wasser, bis es fast vollständig mit Wasser bedeckt ist, und nimmt dann den Finger hinweg. Nach 10 bis 12 Minuten ist die Probe beendet. Man schließt wieder mit dem Finger, und nimmt das Flüsschen aus dem Wasser. Echter Wein bleibt im Flüsschen, und höchstens einige Millimeter hoch ist Wasser von unten eingedrungen, gefälschter Wein dagegen tritt in das Wasser, und dieses dafür in das Flüsschen. So hielt ich trefflich eine Sorte Portwein und ebenso Tokayer, bei einer zweiten Probe mit einem anderen Tokayer trat bereits nach einigen Minuten etwas Zucker in das Wasser, der übrige Wein aber blieb noch guten Geschmacks, war aber etwas heller als vorher, sehr wahrscheinlich war also eine gewisse Menge Caramel zugefügt. Ebenfalls der zweiten Probe verhielt sich Malaga, und ganz gut, merkwürdiger Weise, Marsala, welcher, wie man behaupten will, mit Vorliebe „präparirt oder verbessert“ wird. Muscat Lunel dagegen fiel in verschiedenen Proben jämmerlich durch. — Roth- und Weißweine bleiben vollständig erhalten im Flüsschen, und ebenso künstlich rothgefärbter Weißwein, zum Beispiel mit Malven (Malva alica), oder mit Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus) gefärbte Wein. Würde inebien allen diesen Weinen Zuckerslösung zugefügt, so traten sie ebenfalls in das Wasser, und im Flüsschen befand sich eine fast farblose Flüssigkeit, deren Geschmacks kaum mehr an den des Weines erinnerte.

Zum Conserviren von Flüssigkeiten, welche der Gährung ausgelegt sind. Welche Hausfrau wüßte nicht aus eigener Erfahrung zu berichten, daß eine, oft auch mehrere Flaschen des sorgfältig eingedochten Frucht-saftes, trotz guter Verorkung und trotzdem sie im kühlen Keller standen, plakten, durch den in Gährung übergegangenem Inhalt, sowie daß der Inhalt anderer Flaschen sich unter dem sorgfältigsten Korbergeschluß mit Schimmel bedeckte. Das geschieht nicht nur bei Fruchtsäften, sondern auch bei Obst- und Kräutereffigen, sowie bei manchen selbstabgefüllten Weinen. Schuld daran trägt die zwischen Kort und Flascheninhalt befindliche Luftschicht. Man pflegt daher die Luft auch durch Aufgießen von geschmolzenem Paraffin abzuverren ein ganz rationelles, aber nicht immer anwendbares Verfahren. Sucht man durch Vollfüllen der Flasche und gewaltsames Eintreiben des Korbes bis in die Flüssigkeit die Luft auszutreiben, so wird nicht selten die Flasche zertrümmert. Durch das nebenstehend abgebildete kleine Instrument, welches jeder Kleinverfertiger anfertigen vermag, kann man diesen kleinen Wiberwärtigkeiten begegnen. Unsere Abbildung zeigt die Korbrinne, wie Dr. Hager sie benennt, in halber natürlicher Größe. Sie besteht aus einem sich verjähm-lern den Weichblechstreifen, welcher rinnenförmig gebogen und an seinen Innenrändern etwas abgeflacht ist (wie dies der unten abgebildete Querschnitt zeigt). An seinem breiteren Ende ist der Streifen zu einer Dose umgefaltet und mit einem Niet versehen, behufs Befestigung eines eisernen Ringes. Die kalte oder erwärmte (bei Fruchtsäften) Flüssigkeit wird bis zum äußersten Rande der Flasche aufgefüllt, die Korbrinne mit der Innenseite an die innere Wandung des Halses der Flasche gelegt, daneben der Kort eingetrieben und dann die Korbrinne herausgezogen. Die Flasche ist dann absolut voll und kein Luftbläschen mehr vorhanden. Flüssigkeiten, namentlich dickflüssigere Zuckersäfte, nehmen beim Einfüllen etwas Luft auf, auch hängen andererseits der Gefäßwandung stets kleine Luftbläschen an; es ist daher, wo es angeht, zweckmäßig, die Flaschen nach dem Füllen im Wasserbade bis auf circa 60 Grade zu erwärmen und dann in erwärmter Weise zu verorken. Ein solches Erwärmen des Weines macht bekanntlich auch jungen Wein viel früher reif und haltbar.



Räthsel.

I.

Ich weiß ein Kleinod, Allen wohl bekannt,
Der Liebe Siegel und der Treue Pfand.
Des Sehnsühs und der heißen Wünsche Ziel.
Wohl dem, für den es bringt der Freuden viel.
—
Acht Zeichen sind in meinem ganzen Wort.
Doch wenn man läßt das eine Zeichen fort,
So schwindet schnell des edlen Kleinods Bracht.
Und wenn es Gram und Unglück hat gebracht,
Der ist, was uns die sieben Weiden nennen,
Wenn ihn der Seele frißliche Winden brennen.

II.

Wer in sich selber Reid und Nachsucht tadelt,
Wen Herzensgüte, echte Großmuth abelt,
Wen Alle nur als gut und bieder kennen,
Der ist, was uns die beiden ersten nennen.
Die dritte Silbe nennt der Farben eine.
Du wirst es schnell errathen, was ich meine,
Wenn Du das Ganze zierlich klein und schön
Als Pflanze lüchst auf steiler Berge Höh'n.

R. Löwike.



dürfte daher unseren verehrten Damen um so willkommener sein. Charlotte Wolter ist seit Jahren ständiges Mitglied des Burgtheaters, dieser hohen Schule der Schauspielkunst und hat, seitdem ihr die Siegeskränze der Weisheit geweiht wurden, weniger in Deutschland gastirt — im Auslande, wie man in Wien sagen würde. — Dieser Umstand läßt selbst an dem Orte, von wo aus ihr Ruhm zuerst laut wurde, in Berlin, die Künstlerin wie ein neues Phänomen erscheinen. Als das Schatepeare'sche „Wintermärchen“ Anfangs der sechziger Jahre im Victoria-theater neu war, entzückte die Wolter in der Rolle der „Hermione“. Schönheit und echt griechisches Profil, der Wohlklang des Organs, kamen dem bei ihr herrlich sich offenbarenden Talent für die Tragik zu Hilfe. Am Burgtheater lenkte sie der sorgsame Blick Laube's, eines Mannes also, dem die deutsche Bühne die Entwicklung mancher schönen Talente zu danken hat. Er stellte ihr schauspielerische Aufgaben, an denen sie mächtig emporschreiten konnte; bewundernswürdig wird ihre Adrienne Lecouvreur, ihre Marguerite Gauthier gefunden. Der Ausdruck mächtiger, wilder, dämonischer Leidenschaften erreicht bei dieser Tragödin die höchste Schärfe, die hinreißendste Gewalt, und ihre „Mefalina“ in Wilbrandt's gleichnamiger, allerdings, wie es dem unheimlichen, wild-fürnlichen Charakter dieser verachteten Gattin des Römerkaisers Claudius entspricht, nicht sonderlich sittsamen Tragödie, gilt daher als ein Triumph der Schauspielkunst. Die merkwürdige Künstlerin verfügt über eine herausragende Farbenkraft in Erscheinung, Spiel und Rede, über einen Farbenzauber, wie Ma-tart. Daß Wolter sich begeistert fühlte, diesen üppigen, von der Künstlerin dargelegten Charakter bildlich zu verewigen, ist ein Beweis mehr für die innere Verwandtschaft Weider.

Auf einem Bazar in Providence war eine Puppe ausgestellt, die wohl die älteste ihrer Gattung in der Welt ist und eine besondere Geschichte hat. Sie wurde nämlich im Jahre 1793 als ein Modell der damaligen Pariser Moden nach Philadelphia geschickt. Ein gewisser Turner kaufte sie und schenkte sie seiner Nichte, deren Familie sie noch heute im Besitze hat. Die Puppe ist 20 Zoll groß und aus Wachs angefertigt, letzteres aber durch das Alter so gelb geworden, daß Gesicht und Hände das Ansehen einer Leiche haben, was einen um so erschreckenderen Eindruck macht, als der die Augen der Puppe bewegende Mechanismus seine Thätigkeit noch nicht verliert hat. Die kleine Dame präsentirt sich noch vollständig in der Toilette, in der sie einst den Ocean durchschiffte, um den Töchtern der jungen amerikanischen Republik augenscheinlich zu demonstrieren, daß ihre damaligen republikanischen Schwestern in Frankreich sich durch den zügellosen Terrorismus der Revolution in dem Cultus der Mode nicht beirren ließen.

Als Beweis, wach wunderbaren Einfluß die Einbildungskraft auf Geist und Körper auszuüben vermag, ward uns kürzlich ein Geschichtchen erzählt, das sich in Dublin zugetragen haben soll, aber ebenso gut an jedem andern Orte paßt sein könnte. Ein Professor, dessen specielle Passion die Ventilation war, übernachtete mit einem Freunde in einem Hotel. Wie gewöhnlich fand er die Luft im Zimmer drückend und bat seinen Stubengenossen, ein Fenster zu öffnen.

„Es läßt sich nicht öffnen,“ sagte dieser, nachdem er es mehrere Male verucht hatte, den Flügel aufzuklopfen.

„So schlagen Sie eine Scheibe ein,“ gebot der Professor.

Dies geschah, da ihm aber durch die gemachte Dichtung noch nicht frische Luft genug ins Zimmer gelangt schien, so stand der Fanatiker der Ventilation selbst auf, schlug eine zweite Scheibe ein und entließ bald darauf in aller Behaglichkeit, denn nun erst glaubte er, frei zu athmen. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß das Zerbrechen der Scheiben und ihr Ersatz an den Wirth Wirklichkeiten waren, die dadurch erlangte frische Luft aber auf Einbildung beruht hatte, denn die Scheiben hatten sich nicht in einem Fenster, sondern in einem Glaschranke befunden.

Die verstorbene Gräfin Danter, morgannatische Gemahlin König Friedrich's des Siebenten von Dänemark, hat ihr gesamtes Vermögen testamentarisch zur Begründung von wohlthätigen Anstalten für Waisen und hilfsbedürftige Mädchen bestimmt. Man schätzt die Hinterlassenschaft auf ca. 8 1/2 Millionen Mark und hofft aus dem jährlichen Zinsertrage derselben die Erziehung von 600 bis 800 Kindern bestreiten zu können. Zum Mittelpunkt dieser Anstalten ist das von einem herrlichen Park umgebene Schloß Jägerpreis auf Nordseeleand aussersehen, in dem die Kunstsammlungen des verstorbenen Königs eine ihre würdige Auffstellung finden sollen. Rings um das Schloß werden sich die Waisenhäuser gruppieren. Von großen, casernenartigen Bauten nimmt man Abstand, errichtet vielmehr kleine Gebäude, jedes zum bequemen Wohnen für höchstens zwanzig Kinder geeignet, die alsdann einen geschlossenen Familienkreis bilden werden. Bereits haben hundert Kinder Aufnahme gefunden und im nächsten Jahre schon hofft man Raum für die doppelte Anzahl zu gewinnen.

Wie erwähnt bereits der Heirath des Fräuleins Bettina von Rothschild mit ihrem Wiener Cousin. Der Trauungsact ward am 23. März vom Großrabbiner von Paris im neuen jüdischen Tempel, in Anwesenheit einer

Correspondenz.

Der Professor Felix Dahn erucht uns, die Berichtigung zu bringen, daß das Gedicht vom Schneeglöckchen, welches auf Seite 114 des Bazar d. J. mit der Composition von Bierich gebracht wurde, nicht ihn, sondern (wie die fibrigen unter die Rubrik 'Mädchenräume' zusammengefaßten Gedichte der zweiten Sammlung) seine Gemahlin, Frau Therese Dahn, geb. Freiin von Droste-Hülshoff, zur Verfasserin habe. Gleichzeitig bringen wir die Notiz, daß das von Adolf Mohr componirte Gedicht 'Ich liebe die Blumen, die Du pfliegst' aus der sehr bekannten Feder M. A. Grandjean's in Wien stammt.

Coilette, Mode, Handarbeiten. Freiraublein D. B. K. Wenden Sie sich an C. W. Heyl, Berlin, Neue Köstr. 1, betreffs der gewünschten Schablonen. — Eine Abonnentin in S. Die Taille allein vermag derartige Fehler nicht zu corrigiren. Schmitze nach Maßgabe liefert der Letze-Verein, Berlin, Königgräberstr. 90. — Drei Grazien in Ober-Schlesien. Vastiede bleibt noch feiner modern, ebenso die Robe Prinzess als Lieberlein arrangirt. — U. P. Betreffs der Lehr-Institute dürfte der Letze-Verein mancherlei Interessen genügen und namentlich Ihren Zwecken entsprechen. — Die Kleider müssen vor dem Färben getrennt werden. — Die beliebige Stoffprobe könnte nach dem Färben nur als Futter dienen. — Nicht die Mode bedingt das Tragen einer Tonnäure, vielmehr die Unvollkommenheit der Figur. — Eine langjährige Freundin des Bazar. Für sehr schlanke Figuren bedürfen die Unterleider feinerer besonderer Schnittform; starken Gestalten empfehlen wir breite Modurte nach Abb. Nr. 47 auf Seite 341 des vorigen Jahrg. — Köpffarröde sind nicht mehr erforderlich, Tonnäuren nur in sehr schmalen Proportionen. — Elsa. Ihre Wünsche sind zur Berücksichtigung empfohlen. Die Spitzen feuchten Sie mit Spiritus an und wideln dieselben alsdann gleichmäßig um eine Glasche, bis sie getrocknet sind. — Für rothes, walchedtes Stridgarn empfehlen wir Ihnen die Firma von C. A. König, Berlin, Jägerstr. 23. — S. W. in S. Wir glauben demnach einen passenden Schnitt vorschreiben zu können. — Eine junge Hausfrau. Der Korb kostet 24 Mark. — In der nächsten Zeit erscheinen mehrere neue Arrangements in Filz-Durchzug, point-lace-Stiderei mit Spitzenfilz, Till-Durchzug u. s. w. — U. v. J. Breslau. Nach 6 Monaten beginnt man Spitzen, nach 10 Monaten welche tragen zu tragen. Für die entfernteren Glieder der Familie wird die halbe Trauerzeit gerechnet. — F. S. in Fulda. Abb. Nr. 38 auf Seite 176 d. Jahrg. 1875 veranschaulicht ein Dessin zu einem Turnergürtel.

Verschiedenes. C. in S. Wir sind nicht in der Lage, Ihnen die genaue Adresse zu geben, doch dürfte ein Brief, an Lady Burdett-Coutts, London W. C. gerichtet, sein Ziel sicher erreichen. — Martha F. in N. Die Holzwaren-Manufactur von R. Friedel & Co. in Stuttgart liefert hübsche und praktische Holzwaren aller Art mit Malerei. — Baronin S. auf L. bei S. Wenn Sie neben dem 'Bazar' das 'Berliner Fremdenblatt' halten, werden Sie, wie dort in der Mode, hier in Theater und Tages-Neuigkeiten vollständig unterrichtet bleiben. Wie uns berichtet wird, ist das Fremdenblatt die Morgen-Beilage der Kaiserin. — Zum Selbstunterrichte in der Stenographie ist das im Kleinmährischen Verlage in Laibach erschienene Werk des auf diesem Gebiete bewährten Professors Anton Heinrich auch darum besonders zu empfehlen, weil es durch die vom Verfasser angewandte Mn-Mnemonic-Unterrichtsmethode die Aneignung der stenographischen Kunst in 3-4 Monaten ermöglicht und wesentlich erleichtert. — 'Eine die es wagen möchte.' Wenn feinsinnig und

formvollendet, willkommen. — Industrieller. W. Kauscher, ein in Philadelphia ansässiger Berliner, 336. Crown Street, Philadelphia, vermieht möblirte Zimmer während der Ausstellung. — Freue Abonnentin in Rheina. Siegesthaler wurden 1870/71 in Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg und in der freien Stadt Bremen geprägt. Aufträge übernimmt die Münz-Handlung von S. Binge, Berlin, Kronenfir. 47, I. — Mecklenburg. Die einzig richtige Aussprache des Wortes Bazar ist, den Ton auf die letzte Silbe zu legen, wie u. A. auch aus Bodenstedt's 'Aidern des Mirza Schaffy' erhellt, wo es heißt:

Ich sang auf dem Bazar
Ein Lied von Deiner Schöne,
Und wer es hörte, war
Gerührt von Deiner Schöne."

Die läbliche falsche Aussprache kommt von dem z her (Bazar), das für Franzosen und Engländer ein lautes s bedeutet, den Deutschen aber, die es fast als tz aussprechen, einen falschen Begriff von allen Fremdwörtern geben muß, in denen es vorkommt.

Arbeitsstich. L. S. in C. Das Firnissen der sogenannten 'Spritzarbeiten' geschieht gewöhnlich mittelst eines hellen (spiritischen) Schellacklades, auch dürfte dafür der auf Seite 20, Jahrg. 1872 des Bazar angegebene Lack und die dort genau beschriebene Auftragsweise (in dem Auftrage: 'Aquarellmalerei auf Holz') für Ihre Zwecke passen. Wollen Sie sich das Poliren der Spritzarbeiten wohlfelder machen, so erlernen Sie es von Ihrem Tischler; es handelt sich ja dabei nur um einige Handgriffe und um ein wenig praktische Übung. — C. S. in W. Als Fabrik feiner, weißer Holzarbeiten zum Bemalen nennen wir Ihnen S. Weber, Berlin, Neue Wilhelmstr. 9. — M. v. G. — Castor und Pollur. Der Autor des fraglichen Aufsatzes über Aquarellmalerei auf Holz ist leider inzwischen verstorben, ohne das Werkchen vollendet zu haben. Wir empfehlen Ihnen die Anschaffung des 'Handbuchs der Aquarellmalerei' von Fr. Jaenide (Stuttgart, Verlag von Paul Neff, 1875), welches diesen Gegenstand klar und erschöpfend behandelt und in einem Anhange auch über Holzmalerei Mittheilungen macht. — W. v. S. in P. Die Verfertigung von Wachsbüchsen sowie von Blumen aus Watte, Seide, Sammet, Papier, Leder u. s. f. beschrieben in C. Schreiber's Buch: 'Die Fabrication künstlicher Blumen u. s. f.' (Verlag von H. F. Voigt in Weimar). — U. in Br. Ahornholz können Sie von D. Linde, Berlin, Alexandrinerstr. 93, beziehen. — W. in G. Wahrscheinlich meinen Sie die prächtigen amerikanischen Chromolithographien von Prang; eine Niederlage derselben hält C. S. Meyer, Berlin, Leipzigerstr. 104. Ein Pendant der Monatsheft-Anschaffung, das Original ist von Douette, ist eine Winternachts-Sonne desselben Künstlers. — Falkenhof in L. Eine klare weingelbliche Schellacklösung zum Ueberziehen von Spritzarbeiten u. s. erhält man auf folgende Weise: 1 Theil heller Schellack wird mit 6 Theilen Weingeist von 90 % übergossen, die Glasche öfters umgeschüttelt, bis sich der Schellack gelöst, was in circa 10-12 Stunden geschieht, alsdann 1 Theil gepulverte Kreide hinzugeschüttelt und die Mischung im Wasserbade bis auf 60 Grade Celsius erwärmt. Dann stellt man zum Klären hin, gießt klar ab, bringt den Bodensatz auf ein Papierfilter und spült mit ein wenig Weingeist nach. — L. L. in G. Es ist nöthig, die Lederblumen vor dem Bemalen mit Wasserfarben mit Weingeist zu überziehen. — Hedwig in P. Die zu Spritzarbeiten nöthigen Utensilien erhalten Sie gut und billig bei J. Dallach, Berlin, Markgrafenstr. 64.

Anfragen. 13. In welcher Fabrik werden Alabasterplatten, zu Laubhängearbeiten verwendbar, angefertigt? Abonnentin in Linz. 14. Woraus besteht der weiße Anstrich weißer Strohhüte? N. in Waldenburg.

15. Was versteht man unter dem in Zucker eingedochten Vaccinero von Mexandrien für eine Frucht?

16. Sind die in den Zeitungen empfohlenen Kunstseiden der Frau Th. Franz preiswerth, praktisch und im Gebrauch bewährt erproben worden? Castor und Pollur.

17. Zum Durchbohren der Ohrläppchen für das Einsetzen der Ohrringe soll ein feiner Apparat konstruirt sein. Woher ist derselbe zu beziehen, wie ist die Behandlung und verursacht die Operation mit diesem Apparat weniger Schmerz als das Durchstechen der Ohrläppchen? M. N. . . . in S.

Beantwortungen. Zu Frage 1. Violeum-Kortteppiche, die nur in England fabricirt werden, bestehen aus pulverisirtem Kork, welcher mit Leinölseifen vermischt auf Segelweiden aufgetragen und dann mit verschiedenen teppichähnlichen Dessins bedruckt wird. Bei seiner Verwendung im Reichstagsgebäude, Abgeordnetenhause, Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater und an anderen sehr frequentirten Localen Berlins hat sich das Violeum als dauerhaft bewährt. Der Preis stellt sich auf 7 Mark per Quadratmeter. Kallher & Liebnis, Berliner Holz-Zalouise- und Rouleau-Fabrik.

Violeum hat sich nach mehrjährigem Gebrauche als sehr solide, warme und staubfreie Fußbodenbekleidung bewährt; als reelle und wohlfeile Quelle nenne ich die Teppichhandlung von Ludwig Ganz in Mainz.

Abonnentin N. aus Frankfurt a. M. Zu Frage 2. Zur Darstellung des sogenannten Schwamm- oder Arthall-Goldes, welches Zahnärzte zum Plombiren der Zähne verwenden verfährt man nach C. L. Faxon folgendermaßen: Eine Auflösung von Gold in Königswasser, die unbeschadet des Verfahrens auch noch Kupfer enthalten kann, wird so weit eingedampft, daß der Ueberich der Salpeterminerde entfernt ist. Dann setzt man Oxalsäure und darauf so viel kohlensaures Kali hinzu, als nöthig ist, um fast alles Gold als Goldoxyd zu fällen. Hierauf fügt man noch eine größere Menge Oxalsäure hinzu, so daß letztere bedeutend im Ueberich vorhanden ist, und bringt das Ganze rasch zum Sieden. Das Gold fällt als schöner, gelber Goldschwamm zu Boden, während das Kupfer in der Auflösung bleibt. Der erhaltene Goldschwamm wird mit heißem Wasser so lange ausgewaschen, bis keine Spur von Säure entfernt ist, und endlich auf Filterpapier getrocknet. Abonnent in Oldenburg.

Zu Frage 3. Ein Verfahrn zum Waschen von Strohhüten (ohne Schmelz und Klebstoff), sowie um denselben eine elastische, zarte Appretur zu geben, theilt gegen ein Honorar von 100 fl. österr. W. Herr L. Ankeln in Vörsach (Waden) mit.

Ich habe kürzlich durch Versuche gefunden, daß ein Gemenge von 20 Gewichtstheilen Stärke, 6 Theilen Leim und 2 Theilen Glycerin zu einem Kleber verfehrt, für Appreturwecke angewendet, ein vorzügliches Erzeugniß für den theuren Traganth bildet. Gelegentlich dieser Versuche habe ich auch bemerkt, daß eine Mischung von 20 Theilen Stärke, 10 Theilen Leim und 8 Theilen Glycerin ein außerordentlich elastisches Appret liefert, welches den Anforderungen des Fragestellers vollkommen entsprechen dürfte. Karl Bofchan, Ingenieur. Wien VI, Corneliussgasse 2.

Notiz.

Wir bitten, alle die Redaction der belletristischen Nummern betreffenden Sendungen, Briefe, Anfragen u. s. f. fürderhin nur noch an die 'Redaction des Bazar' zu richten.

Die Redaction des Bazar.

Die vorzüglichste Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. Auf die große Auswahl zu Geisenden geeigneter Phantasieschachteln mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency.

Für Oesterreich-Ungarn! Die Leinwand-Niederlage des S. HRUZA 'Zur Stadt Rumburg', Wien, I. Goldschmidgasse Nr. 9 empfiehlt unter Versicherung der solidesten Bedienung ihr reelles Lager in allen Sorten Leinwänden, Zwilch- und Damast-Tischzeugen und Handtüchern; Kaffeetücher, Taschentücher, Chiffon, Oxford-Shirting, englischen Piqué, Leinen- und Baumwoll-Java, Tisch- und Bett-Teppiche, Barchente und alle in dieses Fach eingehenden Artikel. Jede Art Wäscheanfertigung wird bestens besorgt; Anfragen aus der Provinz bereitwilligst beantwortet, Muster und Preis-Courante gratis und franco zugesandt. (Gegründet 1793.)

Unentbehrlich für jeden Haushalt! Zusammenlegbare Gestelle zum Trocknen der Wäsche in verschiedenen Größen zum Preise von M. 8-9-10, für Kinder- und Puppen-Wäsche zu M. 3.00. Verwendet gegen Nachahmung. Die Puppen- und Kinder-Rohr-Möbelfabrik Conrad Gagel, Coburg.

FAESY & FRICK, k. k. Hofbuchhandlung in Wien, Graben Nr. 7. Bei uns erscheint:

Wiener Obst- und Garten-Zeitung. Herausgegeben von A. W. Baron Babo. Redigirt von Dr. R. Stoll. Jährlich 12 Hefte. — Preis halbjährlich 4 fl. oder 8 M. Abonnenten des kompletten ersten Jahrgangs erhalten gratis als Prämie: Fromme's österr. Gartenkalender für 1876. Elegant gebunden in Taschenbuchformat. (Sonstiger Ladenpreis 1 fl. 60 kr.) Die 'Wiener Obst- und Garten-Zeitung' ist die einzige grosse und viel geleesene Garten-Zeitung Oesterreich-Ungarns. Sie erscheint in elegantester Ausstattung mit zahlreichen Illustrationen und umfasst alle Zweige der Gärtnerei. Probehefte gratis und franco. Inserate finden weiteste Verbreitung. FAESY & FRICK, k. k. Hofbuchhandlung in Wien, Graben Nr. 27.

Im Verlage von Carl Conrad in Stuttgart ist eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: Buch für Mütter über die wichtigsten Fragen aus der frühesten Kinder-Erziehung von Dr. G. A. Wieck, Verfasser des 'Erziehungslehre'. 12 Bogen kl. 8. broch. 2 M. eleg. geb. 2 M. 50 S. Eines der wichtigsten Bücher, welches den Eltern und namentlich den Müttern obliegt, ist die Erziehung der Kinder, und hierzu Anleitung zu geben, ist der Zweck der hier angelegentlichsten Schrift. Möge sie die Einsicht erwecken, daß die Erziehung nicht bloß nach Herkommen, Launen und Willkür zu bewirken ist, wie es leider so oft zum Unjagen von Kindern und Eltern geschieht. Allen, welchen 'Erziehung der Kinder' Ver- ruf ist, kann diese Schrift nicht warm genug empfohlen werden. [449] Briefmarken kauft, tauscht und verkauft [445] G. Rechner in Nürnberg.

Mineralseife. Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzüglichste Waschlittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen u. s. ohne Faser oder Farbe im Mindesten anzugreifen, officinell gegen Ein- sendung von drei Reichsmark 10 Pf. Brutto im Zollverein franco 167) van Baerle & Spornagel, Berlin N. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen: Gabelberger's Stenographie nach Ahn-Ollendorfs Methode in 2-3 Mon. durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Anton Heinrich, k. k. Prof. am Obergymnasium zu Laibach, geprüfter Lehrer der Stenographie, Verf. der in der stenograph. Welt rühmlichst bekannten 'Debatmentschrift'. 453) 15 Bg. 8. Preis 2 fl. = 4 M. Verlag von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg, Laibach. Die Verlagsbuchhandlung versendet das Buch franco nach überallhin gegen Franco-Einsendung von 2 fl. oder 4 M. Reichsw.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effecten und feinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Courures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

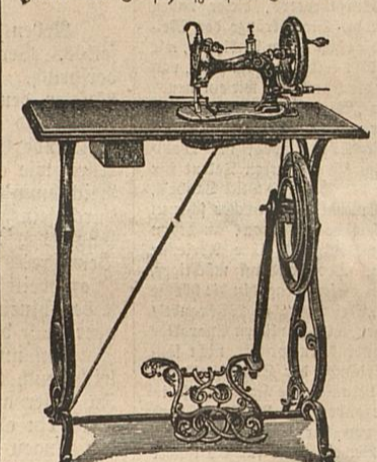
Toilette-Teintine. Dieses Schönheitsmittel giebt dem Gesicht den zartesten, frischesten, jugendlichen Teint; es reinigt, glättet u. belebt verjüngend die Haut, macht sie unentferbar weiß, weich u. elastisch. 4 M. — Fleur de Roses ertheilt den Wangen ein zartes Roth, welches von natürlichen Wangenroth unmöglich unterschieden werden kann, da es unentferbar und durch Schweiß nicht entferbar ist. 4 M. [437] JAMA ist das unentfernbare Schönheitsmittel gegen das Bräunen des Teints im Frühjahr u. Sommer, stärkt, erfrischt die Haut; wird von allen medic. Autoritäten a. das erfolgreichste empfohlen. 4 M. B. Fischer, Wien, Karlsplatz 14.

Die Strickgarn- und Strumpfwaren-Fabrik von Gustav Steidel, Berlin S.W., Leipziger Straße 67, empfiehlt ihr großes Lager handgestrickter Strümpfe in jeder Art, Farbe und Größe; ebenso Gamachen, Hemden, Kinder-Tricot's und alle sonstigen Strumpfwaren. — Strümpfe werden angewebt und angestrickt. Aufträge nach außerhalb schnellstens gegen Nachnahme. Specialität: Handstriderei.

Schönheit und Frische des Teints. Eau de Lys de LOHSE, Schönheits-Lilien-Wäss, R. R. Allerhöchst privilegiert, ist anerkannt das einzig bewährte und reellste Präparat, welches Sommerprophet, Sonnenbrand, Kupferrotte, gelbe Flecke, Flechten u. s. unter Garantie entfernt, die Haut weiß, weich macht und derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen verleiht. In Originalflaschen à 6 M. u. à 3 M., à 5 fl. u. à 2 fl. 50 fr. LOHSE, Hoflieferant, Parfumeur, Berlin, 46. Jägerstraße 46. Zu finden in allen Apotheken von Oesterreich-Ungarn u. Preis-courante sämtlicher Parfumerien gratis und franco. [77b]

In Beantwortung vieler Anfragen theile hierdurch mit, dass die sämtlichen in der Extra-Beilage des Bazar (Nr. 14) enthaltenen Frühjahrs- und Sommerstoffe in verschiedenen Farben und Dessin-Stellungen auf Lager sind. Auf Verlangen sende Proben der ganzen Sortimente franco zu. [452] H. LISSAUER, Kgl. Preussisch., Grossh. Mecklenb. Hoflieferant, Berlin W., Jägerstrasse 24.

Preis ohne Verschlußkasten Mark 81. Preis mit Verschlußkasten Mark 90.



Preis ohne Verschlußkasten Mark 81. Preis mit Verschlußkasten Mark 90.

Jeder Maschine werden folgende Apparate beigegeben: 1 Oelkanne, 1 Vinea, 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Wandeinfasser, 1 Ethennäher, 2 Schraubenzieher, 1 Doppelsäumer für 2 Breiten, 1 Watterer, 1 Bandaufnäher, 1 Ethenaufnäher, 1 Gebrauchsnaehung, 1 Binctte, 4 Metallspulen, 1 Kraueiser, 1 Klappstimmer, 1 Soutacheaufnäher.

Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: Vinea zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Zeichnung) M. 81. — gegen Cassa. Diefelbe mit elegantem Verschlußkasten M. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Cassa in Waar einzusenden oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco jeder Eisenbahnstation. — Zeichnungen und Nähproben werden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungs-schreiben von den ergebensten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor.

Königsdorf & Schulze, Braunschweig. NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu übersenden und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.

Solspitz-Malerei, Laubfäde-Arbeit. Complete Apparate, Ahornholzschalen. Illustrierte Preislisten gratis u. franco. 440) R. Standfuss, Breslau.

Srinochron von J. Barthol, Berlin, Fruchtstr. Nr. 58, bestes Haarfarbemittel in Schwarz, Braun, Cendré. Preis pr. Cart. 1/2 Thlr., 4, 5 Mark. Zu haben bei G. Karig, Berlin, Hausvoigteiplatz Nr. 9.

Zm städt. Waisenhaus zu Eberfeld wird eine der Erzieherinnenstellen vacant. Gehalt neben g. freier Station 318 M. Melbungen großl. gebilb. evang. Jungfrauen nöthig. Verbenstausf u. i. w. baldigst an Director Fof. 451)

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44]

Strümpfe zum Anweben, auch gestrickte, übernimmt die Special-Fabrik von Kreissig & Sohn, Berlin, 22. Leipzigerstr. 22. [428]

Das Recept, nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Ländern den wegen seines vorzüglichen Geschmades und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet, besteht einfach darin, daß man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigen-Kaffee*) zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom 'Bazar', 'Aber Land und Aert' u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Bld. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zufendung franco. Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidstraße 31. [332]

Kinder-Wagen von 2 Thlr. an Kranken-Fahrtühle in größter Auswahl, sowie sämtliche Korbfabrikate zu billigsten Preisen. J. G. Teuscher Sohn, BERLIN, SW. Leipziger Str. 88. Preis-Courante franco und gratis.

Gartenstein'sche Leguminoße wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angelegenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nähr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abgehenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ersatz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angelegentlichste zu empfehlen. — In haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depôts, sowie direct durch Gartenstein & Comp., Chemnitz i. S. Preis für Deutschland 1/2 Mark pr. Paquet. [382] Älteste der angefehrtesten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.